

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
„Hochschülerfelle“	375
Ein neuer Rutschreiz. Von Ludwig Burlett	383
Verfugungsliche Mädchen. Von Marie von Dunen	385
Einjährige Dienstzeit. Von Major von Spiegel	393
Tollie Kundbarkeit. Von Helene Migerka	399
Anzeigen. Von Vogberger, Harling, Meta Schoepp	408
Werbekurze. Von Labon	406

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1912.

≡ Zwei führende Hotels ≡	
BERLIN HOTEL ATLANTIC DER KAISERHOF Zimmer von 6 Mark an aufwärts, mit Bad und Toilette von 12 Mark an.	HAMBURG HOTEL ATLANTIC RESTAURANT PFORDTE Zimmer von 5 Mark an aufwärts, mit Bad und Toilette von 10 Mark an. - - Eigene moderne Garage. - -

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.



*Treffpunkt der
Weinkenner!*

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Elweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

≡ 1911 — 13,598 Badegäste und 2,071,167 Flaschenversand. ≡

Man verlange neueste Literatur portofrei von den
Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.



Continental
bester
Pneumatic



Berlin, den 21. September 1912.

„Allerhöchstderselbe.“

Der Kaiser war ein paar Tage lang unwohl. Folge des Hundewetters, womit Ernting und Scheidung und ungnädig zu überfüllern geruhten. Mandelschwellung und Musfelfchmerz; was man landläufig, Schweninger zu stetem Verrger, „Erfältung“ nennt. Nichts der Rede fünf Minuten lang Werthes. Nichts, was einen Privatmann gehindert hätte, sein Amt oder Geschäft zu betreuen. Daß ein Kaiser und König sich ängstlicher schont, schonen kann und muß, ist verständlich. Zum Heulen oder zum Kreischen aber das Gemächel der Zeitungen, die solche Alltagswinzigkeit zum „Ereigniß“ aufbauen. Im Berliner Lokalanzeiger gieng über drei Spalten. „Die Krankheit des Kaisers.“ (Er war nicht eine Stunde lang, nach ärztlicher Terminologie, „krank“.) „Auf dem Weg zur Genesung.“ (Brauchte also auch nicht zu genesen.) Wann er ins Bett gegangen, wann wieder aufgestanden sei und wann „Allerhöchstderselbe“ für nöthig gehalten habe, sich abermals hinzulegen. „Zwei Leibärzte haben den hohen Patienten eingehend untersucht und einen guten Befund festgestellt. Die Drüsenanschwellung war weiter zurückgegangen.“ Heute hatte der emsige Scherlit erfahren, daß Wilhelm „zum ersten Mal wieder mit den Kabinettschefs, eine Stunde lang, gearbeitet habe“ (Unterschriften; Stück vor Stück, Name und Schnörkel, genau je fünfzig Sekunden); und morgen (just an Goethes Geburtstag) meldete er: „Gegen Abend zeigte sich eine leichte Temperatursteigerung, die aber unbedenklich ist“ (jeden Abend kann jeder Verschnupfte, wenns ihn wichtig genug dünkt, sie konstatiren) „und wohl auf Ueberarbeitung zurückgeführt werden muß.“ Hört! Und seid ruhig, liebe Vaterländer. In schöner Eintracht vertrugen sich in der selben Zeitungspalte die beiden Sätze: (1.) „Ziemlich bestimmt darf heute bereits gesagt werden, daß der Kaiser auf keinen Fall die Fahrt nach der Schweiz antreten

darf, wenn die Witterung nicht eine entscheidende Wendung zum Besseren genommen hat; hiergegen würden die beiden Leibärzte des Kaisers unbedingten Widerspruch erheben.“ (2.) „Aus der Thatsache, daß die Kaiserin mit ihrer Tochter heute bereits wieder das Hoftheater besuchte, wo (wieder einmal) auf Allerhöchsten Befehl der Schwant 'Husarenfieber' zur Aufführung kam, geht zweifellos hervor, daß des Kaisers Befinden thatsächlich gut ist.“ Drum, Freunde, verbannel die Sorge! Nicht von der kinderleichten Unpäßlichkeit, doch von diesem Reporterfieber war eine Infektion zu fürchten. Allzu pünktlich stellte sie sich ein. Munter (freilich mit tummervoll gefurchter Stirn) trabten selbst rüstige, auf ihr steifes Rückgrat stolze Demokraten den fürs Reichslokal angezeigten Weg fürpaß. Das Gerede war so lang und so laut, daß schließlich selbst die Neue Freie Presse, die doch nicht nöthig hat, diligentiam zu prästiren, einen Leitartikel brachte, der mit dem Satz begann: „Die Meldungen, die heute über das Befinden des Deutschen Kaisers vorliegen, berichten, daß in seinem Zustand eine Besserung eingetreten ist.“ In einem Zustand, der höchstens unbequem war, nie auch nur den geringsten Anlaß zu Beunruhigung bot. (Neuestes, Allerneuestes: nicht der Leibarzt, sondern das Oberhofmarschallamt gab den „Krankheitsbericht“ an das offiziöse Depeschembureau und die Presse; à bon entendeur salut!) Daß ein Blatt von dem Rang und der Geltung der Neuen Freien Presse durch die Ueberfülle des berliner Schwages in den Glauben getäuscht werden konnte, der Kaiser sei ernstlich erkrankt, beweist, welchen Schaden dieses („ziemlich bestimmt“, also „zweifellos“) etelhasste Treiben stiftet. Kein Bericht erwähnte den heftigen Brechreiz, den der Kaiser in diesen Tagen gespürt haben muß. Er hat sich gewöhnt, stets, sobald er sich unwohl fühlt, sich ins Bett zu legen, „um die Geschichte schnell loszuwerden“. (Neue Anwendung der alten Lehre „Principiis obsta“?) Vernünftig von Einem, ders kann. Sagts; ganz laut und ganz deutlich. Aber vergeßet nicht, daß Ihr vom Obersten Kriegsherrn des deutschen Heeres redet; daß Ihr nicht fürs Amt des Nachstuhlknüfflers und porte-coton auserwählt seid; und daß Euer Unfug im Ausland schon den kaum noch ausroddbaren Irrthum sprächen ließ, Wilhelm sei ein anfälliger, physisch gefährdeter Mann.

Die Drüsenschwellung hinderte den Kaiser, zum Manöverfestmahl des Vierten Armee-corps nach Merseburg zu gehen. Der Kronprinz vertrat ihn. Sein Trinkspruch war ganz kurz, ganz phrasenlos; also preussisch. Der Kommandirende General Sirt von Armin antwortete: „Wenn wir schmerzlich beklagen, daß uns nicht vergönnt gewesen ist, heute vor Seiner Majestät dem Kaiser in Parade zu stehen, so hoffen wir um so mehr, daß dem Corps gelingen möge, als den besten Lohn für pflichttreue Arbeit die Zufriedenheit Seiner Majestät in den Feldmanövern erwerben zu können, damit Seine Majestät mit der Ueberzeugung von uns

scheide, daß auch das Vierte Corps in ernstesten Zeiten eine scharfe, zuverlässige Waffe sein wird. Dann werden, so hoffe ich, alle Regimenter des Vierten Corps zeigen, daß in ihnen noch ein Hauch des Alten Dessauers lebt, und die Reiterregimenter werden ihre Standarten in den Feind tragen, wie einst Seydlitz mit seinen Schaaren es gethan. Denn Das darf ich aussprechen: Wenn Seine Majestät uns zu den Fahnen ruft, werden die Magdeburger, Altmärker, Anhalter und Thüringer zu kämpfen und zu sterben wissen für König und Vaterland, für Kaiser und Reich, eingedenk des Beispiels, das jener Prinz des Hauses Hohenzollern gegeben hat, dessen Namen das Regiment Nr. 27 mit Stolz trägt. Und so geloben wir aus Neue, daß wir Alle, Jeder an seinem Platz, unser ganzes Können einsetzen wollen, damit solcher Geist allezeit lebendig bleibe. Diesem Gelöbniß Ausdruck zu geben, stimmen Sie ein in den Jubelruf: Seine Majestät der Kaiser und König, unser Allerhöchster Kriegsherr, Hurra! Hurra! Hurra!“ Gefällt Dir, lieber Leser? Mir auch nicht. Ich glaube, zu verstehen, warum die lange Rede der Freude über die Anwesenheit des Kronprinzen nicht wenigstens kurzen Ausdruck giebt; finde ihre Phraseologie aber allzu neudeutsch. Mostke (der im Privatverkehr redselig, nicht schweigsam war) pflegte sich in den Ruf zu beschränken: „Seine Majestät der Kaiser und König Hurra!“ Und aus Bismarcks Mund hörte ich an einem siebenundzwanzigsten Januarmittag die Worte: „In meinem Haus ist es alte Sitte, am Geburtstag des Königs zu gedenken. Für einen Royalisten kann es keinen Grund geben, von dieser Sitte abzustehen. Deshalb bitte ich Sie, auf das Wohl des Königs und Kaisers Ihr Glas zu leeren.“ Das vernügte Cliché giebt keinen wirksamen Abzug mehr. „Was der Dessauer und Seydlitz gemacht haben, machen wir auch.“ Nachts! Aber kündet die kommende That nicht bei der Poularde an. Wozu das überlaute Gelöbniß? Wenn das Vierte Corps nicht eine zuverlässige Waffe, seine Mannschaft nicht im Nothfall zu Kampf und Tod bereit wäre, müßte der Frikische Teufel es holen. Ist's nöthig, auszusprechen, daß man seine Pflicht erfüllen werde? Gelobt ein Oberpräsident, ein Schuhmann, eine Köchin, daß sie bereit seien, zu thun, wozu Amt und Lohn sie verpflichten? Wenn französische Generale so reden, heißt's bei uns: „Da der Hahn fräht auf dem Mist, wird anderes Wetter oder es bleibt, wie es ist.“ Von deutschen Heerführern erwartet die Nation nicht müßige Rednerei; deren Wort soll, wie regirender Fürsten, That sein. General Sigt von Armin kann bald Kriegsminister werden. Er lerne sprechen, ohne zu sprechen. Der teutoburger Armin hat keine Tafelrede hinterlassen.

Achtundzwanzigster August; im „Tag“ steht: „Mit Rücksicht darauf, daß der Kaiser erkrankt war, ist nicht daran zu denken, daß er, wie ursprünglich beabsichtigt war, während des Kaisermandövers in Baraden wohnen kann.“ Dreizehnter September: im „Tag“

steht: „Der Kaiser wohnt während des Manövers nicht in einem festen Haus, sondern in einer Baracke. Diese Wohnhallen sind transportable Gebäude aus Holz und Eisen. Der Kaiser besitzt zwei solcher Häuschen, von denen eins als Salon, das andere als Schlafzimmer dient. Es versteht sich von selbst, daß auch für die Verpflegung des Kaisers bestens gesorgt ist. Aus der Hofküche ist ein kleiner Trupp erlesenen Personals ins Manövergelände geschickt worden. Der kaiserliche Küchenwagen ermöglicht die Herstellung der besten Mahlzeiten. Auch ein wohlgefüllter Flaschenkeller wird natürlich ins Manöver mitgenommen.“ (Natürlich?) „Für den Trinkwasserbedarf muß besonders gesorgt werden, denn nicht überall findet man hygienisch einwandfreies Wasser, das man den Kaiser genießen lassen dürfte. Deshalb werden fahrbare Desfyllirapparate mitgeführt.“ Um das Kochwasser zu reinigen, denke ich mir; denn der Kaiser trinkt wohl, wie viel ärmere Sterbliche, Fürstenbrunn oder Apollinaris, seltenser oder sächlinger Mineralwasser. Die Bilderchen, die heutzutage „natürlich“ nicht fehlen dürfen, zeigen uns Hofauto's, große Desfyllirwagen, Wohnhäuschen (mit mindestens vierzehn Fenstern, also leiblich „feste“) und sieben rundliche, fidel lächelnde Köche. Unter diesen Bildern ist zu lesen: „Trotzdem muß der hohe Herr manchen gewohnten Komfort entbehren.“ Bleibt ein deutsches Auge trocken? Fritz von Preußen, der im Krieg oft auf nasser Erde schlief, fände vielleicht, daß zwischen Automobilen, Küchen- und Desfyllirwagen mit Salon und Schlafzimmer der Verzicht auf Komfort erträglich ist.

Das Wetter zeigte auch nicht die allgeringste Lust, eine entscheidende Wendung zum Besseren zu nehmen; trotzdem reiste der Kaiser in die Schweiz (weil er eben nicht krank war und die berner Regierung jede erreichbare Sicherung des Gastes zugesagt und den nicht ganz ungefährlichen Theil des Besuchsprogrammes gestrichen hatte). Jubel. „Stürmischer; nicht endenwollender.“ (Wie drei Wochen zuvor in Bochum, wo der Polizeipräsident, nach berühmtem Muster, in einem Erlaß „die überaus herzliche und jubelnde Begrüßung“ des Kaisers für alle Ewigkeit feststellte. Auch ein neuer Brauch, dessen Bruch zu empfehlen wäre. Der Volksjubel wird öfter amtlich „konstatirt“ als in den Straßen gehört. Ueberlasset doch den Völkern und ihrer Oeffentlichen Meinung, dem Erdkreis zu künden, daß sie gejauchzt haben. „Der junge Herr“, seufzte Bismard, „sagt leider gern, was er die Anderen sagen lassen mußte.“ Und die Beamtenschaft wähnlich zu linker Nacheiferung verpflichtet.) In der Schweiz wurde es nicht so arg, wie Mancher gefürchtet hatte. Mehr als das Deutsche Reich und dessen Bürger liebt der Eidgenosse den Deutschen Kaiser. Der hat in der schwülen Zeit des Wohlgemuth-Zwistes den Schweizer Gesandten Roth nachts ins Schloß gebeten und ihm versprochen, in dieser Sache sich nicht von den Bismard's Stimmen zu lassen. (Bamberger, der's

von Roth erfuhr, jubelte wirklich und grüßte froh den Anbruch des neuen Tages.) Der hat sich jetzt, mit wunderlicher, doch wirksamer mimicry, in Rock und Czaß des Gardejägers der schweizerischen Milizuniform angepaßt. Und die biedereren Republikaner mit Lobsprüchen überschüttet. (Nicht ganz angenehm war ihnen höchstens die rednerische Erinnerung an die Tage, da Schweizer als gedungene Landsknechte auf allen Schlachtfeldern Europas fochten.) Hatten sie ihn eingeladen oder sich nur seiner Besuchsanfrage gefreut? Non liquet. In Bern sprach Wilhelm: „Ich bin gern, Ihrer Einladung entsprechend, bei den diesjährigen Manövern des schweizerischen Heeres erschienen.“ In Bern sprach, am selben Ort, Bundespräsident Forrer: „Als uns der Herr Deutsche Gesandte zu Anfang dieses Jahres Ihren Besuch ankündete, nahmen wir diese Eröffnung mit größter Freude über die uns zu Theil werdende sehr hohe Ehre entgegen.“ Erkläret mir, Graf Derindur, diesen Zwiespalt der Natur! In Paris hat man ihn, des Bundes froh, zu verbreitern gesucht; dann aber, wie frische Natives, die von Wilhelm dem General Bau aufgetischten Komplimente geschlürft und, mit so leckrem Nachgeschmack auf der Zunge, ohne Grimmrünzeln, den Satz des Kaisers hinuntergeschluckt: „Die Tüchtigkeit des Schweizerheeres erspart mir im Kriegsfall sechs Armeecorps.“ Was doch nur heißen konnte: Ihr Schweizer seid so stark, daß Ihr gegen Frankreich die Neutralität Eures Landes allein zu schützen vermögt. (Solche Worte hätten früher in Frankreich den Schlauch des Aiolos entschnürt; seit dem Agadirsummer glauben die Franzosen, auf die es ankommt, nicht mehr an deutschen Angriff. Dünkt Euch erfreulich? Jüngst schmunzelte der alte Schlaukopf Freycinet, Onkel des Herrn de Selves, der unter Caillaux das Auswärtige versah: „Nach meiner Ueberzeugung irren Alle, die den Kaiser Wilhelm für eine triegerische Natur halten.“ Und Deutsche haben diesen Auspruch wie ein Glückspfand begrüßt.) Sonst gab's keinen Anfall, Präsident Forrer machte seine Sache sehr pfiffig. Höflicher Republikaner mit Schlapphut. Die Redespizzen, die er für nöthig hielt, waren artig mit Watte umwickelt. Und Wilhelm schien sich in seinem eigentlichen Element zu fühlen. Wird seine Ausdrucksform von den Sprachpsychologen nicht mehr beachtet? „Wie es eine Freude für mich war, in der schönen Stadt Zürich mich aufzuhalten, so gereicht es mir zu lebhafter Befriedigung, wenigstens einige Stunden in der ehrwürdigen Stadt Bern zu weilen, die im Angesicht der Bergriesen Jungfrau, Mönch und Eiger ihr stolzes Haupt erhebt. Auf das Tiefste bedaure ich, daß ich mir auf ärztlichen Rath versagen muß, den Firnen des Berner Oberlandes und den lieblichen Gestaden des Vierwaldstädter Sees den geplanten Besuch abzustatten.“ Auf das Tiefste: wenn ernstliche Krankheit, Landesstrauer, Krieg oder Pestilenz die Reise völlig vereitelt hätte, wäre der Su-

perlativ nicht zu überbieten gewesen. Berggipfel sind, wie Kriegsschiffe (bis zum Kreuzer abwärts), „stolz“; Geschichte: „ruhmreich“; Seegestade: „lieblich“. Was aber haben die Hofärzte plötzlich gegen Luzern und Interlaken? Dahin schicken ihre „ruhmreichsten“ Kollegen doch ganze Haufen zahlungsfähiger Kranken. Auch die Bahnfahrt auf's Jungfrauoch beschert gefahrlose Wonne. Seltsamer als diese Redeweise, deren Abfärbetracht ja in allen Amtsbezirken und Streberprovinzen Deutschlands täglich zu merken ist, war ein Spazirgang ins Kunstrevier. Schiller wurde ein Nationaldichter der Schweizer genannt. Wer mag's dem Kaiser erzählt haben? Die Schweizer wissen von Schiller fast noch weniger als der Smolingberliner, der ins Deutsche Theater rennt, um die Heden von Uranjuez oder Moors Böhmerwald zu begaffen. Die Urfantone lieben den Sänger Tell's; mit der selben unverständigen Liebe, die der Vertheidiger Johannens in Frankreich, Wallensteins in der Czedenheimath erworben hat. Dem aber war der Mann aus Bürglen nicht viel mehr als eine Larve. Der hätte, wenn's möglich gewesen wäre, auf Tell's Plag gern einen deutschen Tyrannentöter, auf Geklers einen schwäbischen Carlino gestellt. Dem war's nicht um die Schweiz zu thun, sondern, bis an die Schwelle des Palastes von Messina und des Polenreichstages, immer nur um die Freiheit. (Die Galapflicht, ihn zu preisen, mußte Gefrönten das Herz verbrennen; er hat Philipp den Zweiten und Karl den Siebenten, Kaiser Ferdinand und Königin Elisabeth, Majestät Isabeau und den Schandherzog der Milford gemacht; Schurken und Jämmerlinge im Purpur. In tyrannos sind seine populärsten Werke gerichtet; und mit Zug haben ihn die Jakobiner gefeiert.) „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren; eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!“ Knechtschaft ist diesem Dichter der Zwang, dem Willen eines Einzelnen zu gehorchen. Auch einem Quikow konnte er, wider den nürnberg'schen Burggrafen Friedrich von Zollern, den Ruf auf die Lippe legen: „Und der fremde Herrenknecht soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden? Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?“ Weiter. „Die Werke Ihrer Geistesheroen, wie Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, sind Gemeingut auch unseres Volkes geworden.“ Wenn's wahr wäre, dürften wir uns brüsten. Doch Ermanno Sudermann (einst Revolutionär und Verhöhnner preußischen Offizierwesens, jetzt Hoftheatraliker und, trotz Alma, Sonnenscheinchen, Magda und Blumenboot, Adlerritter) hat in Deutschland eine viel größere Rundschaft als der züricher Staatschreiber, den nur das Fähnlein der geistig Aufrechten nach Verdienst ehrt. Uebrigens: „Keller und Meyer“ ist nicht schöner noch richtiger als Kant und Hegel, Schopenhauer und Hartmann, Bismarck und Moltke, Tolstoi und Turgenev, Ibsen und Björnson, Luther und Jatho. Schon Schopenhauer hat sich an der leidigen Kopulirsucht der Deutschen geärgert. Meyer ist eine kleine, weißlich gezüchtete,

aber nicht sehr saftige Warmhausfrucht; Keller ein tief in guter Erdwurzelnder Stamm, dem die Sonne mitten ins Gesicht scheint und alle Phantasiekraft des Sauerlandes in würziges Blattwerk ausformt. Kein Ehrentitel ist für den Schöpfer der Seldwylser, des Sinngedichtes, der Sieben Legenden zu hoch; nicht einmal der ihm von Heide auf den Scheitel gestülpte („Shakespeare der Novelle“). Nur: „Geistesheros“ geht nicht. Geht gar nicht. Paßt nicht in ein Uederchen des einzigen Mannes. Klingt, als käme es von Einem, der Keller nicht kennt. Ungefähr wie Blüchers Urtheil über Bonaparte: „Im Grunde ein dummes Luder.“ Geistesheroen? Meister Gottfried hätte das schwere, in Berg- und Weinnebeln heimische Stammtischlerhaupt geschüttelt. Geist, wacher Verstand war in seiner Wesensmischung der kleinste, zu Wirkung ins Weite untauglichste Theil. Nicht Immanuel Kant, sondern Miguel Cervantes sein rechter Vetter. Ein Schweizer, der von Kleist anmuthig tändelnder Dramatik spräche, bliebe dem Ziel des Lobes nicht ferner. Thut nichts; *laudanda voluntas*. Draußen bekennt Wilhelm sich zu den besten Künstlern.

Draußen zeigt er sich stets nur von der liebenswürdigsten Seite. Spricht mit Sozialdemokraten wie mit anderen rechtschaffenen Männern. Blick immer, auch wenn mal nicht „Alles klappt“, freundlich drein. Und sagt dem Wirthvolk, jedem, was es just am Liebsten hört. Wesensfarbe: eines Genießenden, der sich gern in fremder Atmosphäre fröhlich badet und öfter an Erfolg als an Wirkung denkt. Zu meidende Klippe: „Herrschen und Genießen geht nicht zusammen. Genießen heißt: sich und Anderen in Fröhlichkeit angehören; herrschen heißt: sich und Anderen im ernstlichsten Sinn wohlthätig sein.“ (Goethe. Der auch in Wilhelms Lob „deutschen Gemüthslebens“ nicht eingestimmt, sondern, heute dringlicher als in den Tagen von Borodino, gemahnt hätte: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von dreißig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen: dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen; jezt heißt es nur Nachsicht mit Schwächen, eigenen und fremden.“) Ist denn nicht leicht begreiflich, daß ein geistig lebhafter Kaiser, der gar so gern charmiren möchte (und drum charmant ist), der den Wirthen, in Venedig und Bergen, Baltisch-Port und Bern, so nette Sachen sagt und für sein Reich nichts, nicht das Mindeste, will, überall gefällt, auch da, wo seine Landsleute, als Votheit und Machtförpser, höchst unbeliebt sind? Muß man jedesmal, als sei Ungeheures Ereigniß geworden, alle Trommelfelle strapaziren, wenn der Repräsentant eines Reiches von der Wehr- und Wirthschaftskraft Deutschlands irgendwos freundlich begrüßt worden ist? Welchen greifbaren, münzbaren Nutzen hat die kaum noch übersehbare Serie dieser Fahnenreisen und Guirlandenfahrten in einem Vierteljahrhundert der deutschen Menschheit gebracht? Ohrenschmaus; nicht Wohlthat im ernstlichsten Sinn. Ob Wilhelm, ob der (von sämtlichen Pleßens ver-

hütschelte) General Pau lauterer Lungenapplaus eingeheimst hat, braucht uns nicht zu kümmern. Der Besuch des über dem Cape und unter dem fast schweizerischen Esako lächelnden Kaisers war ein der Republik, der Volksherrschaft, dem Bürgerheer gegebener Ehrensallut, der nicht einmal Beträchtliches gekostet hat. Sollte die Eidgenossenschaft ihn etwa mit mürrischer Miene einstreichen? Die bleibt, was sie war und sein will: eine stämmig kluge Erwerbergenossenschaft, die mit jedem Kaufkräftigen gut stehen, keinem unterthan werden und gegen Kriegsnoth mit billiger Police versichert sein mag. Wiedern wir uns ihr zärtlich an, so zwingen wir sie, dem Nachbar, der von Lyon nach Genf nicht weit hat, auf offenem Markt das Rinn zu frauen. Habt Acht: nicht in der Schweiz nur heißt so die Pofung. Der Kaiser und König hat keine Bataille gewonnen. Und die Aufgabe beamteter und unbeamteter Meinungsmacher ist nicht, unter jedem Mond, wider besseres Wissen, der Nation einzureden, im Reichsgeschäft sei der Ertrag übers Hoffen gestiegen.

Vor fünfundsünfzig Jahren, als man in Berlin zum letzten Mal stichhaltigen Grund hatte, sich mit der Schweiz ernsthaft zu beschäftigen (zum letzten Mal: denn der Wohlgemuth-Hader war ein von Herberts maskirten Feinden getretener, dann dem heißer gehagten Vater an die Kürassierstiefel geklebter Quert), ließ die preussische Regierung via Augsburg die Vertheidigung des Bodensees gegen die Eidgenossenschaft empfehlen, deren „ganzes Benehmen in der jüngsten Zeit“ dazu zwingt. Im Erlacherhof liege das Modell einer schwimmenden Batterie, die im Krieg wider Preußen verwendet werden solle, und die schweizerische Nordostbahngesellschaft besitze die schönsten und stärksten Bodenseedampfer. Friedrich Wilhelm der Vierte fürchtete zwar, durch die kräftige Betonung seines Rechtes auf Neuschâtel eine Koalition gegen sich ins Feld zu rufen, hoffte manchmal aber auch, die Unrainer des Bodensees auf seine Seite ziehen zu können. Und seinem frommen Volke Gerlach entfuhr der knotige Kantinenwitz: „Wir haben unsere Jungfernschaft verloren und dabei die Franzosen bekommen!“ Den ängstete, wie eines Schwarzalben Druck, nachts der Traum von einem neuen Vierbund (Frankreich, Rußland, England, Oesterreich), der Preußens Weg in hellere Zukunft vermauern könne. In Bismarcks Antwortbriefen stehen die Sätze: „Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen. Die Tauben, die uns gebraten anfliegen, entgehen uns ohnehin nicht.“ Seit 1857 sind wir weit vorwärts gekommen. Noch aber ist unser Haus nicht so fest, unser Ackerfeld nicht so breit, daß wir uns den Luxus gestatten dürfen, lange Herbstwochen, in denen die Nachbarn ihre Ernte einscheuern, an das Segrein über eine Drüfenschwellung und an den Jubel über den „Erfolg“ einer Reise ins Schweizerland zu vergeuden. Drinnen wird gelogen; und draußen gewittert schon. Habet Acht!

Ein neuer Antichrist.

Die Theorie der Religionen und ihres Unterganges: unter diesem Titel hat Hans Blüher, ein ehemaliger Gymnasiast aus Steglitz, mir von dort her als mein eigener Schüler wohl bekannt, eine Schrift veröffentlicht, die zu dem Eigenartigsten und Kühnsten gehört, was wir seit Friedrich Nietzsche über das Wesen der Religionen zu hören bekommen haben. Es ist die nichtgekrönte Preisschrift der Theologischen Fakultät an der königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin über die Grundlagen der Religion, betrachtet in der Optik der schopenhauerischen Metaphysik. Im genauen Wortlaute hieß das Thema des Preisrundschreibens (1911): „Der von Schopenhauer sogenannte metaphysische Trieb des menschlichen Geistes soll darauf untersucht werden, ob er die Grundlage der Religion bildet oder selber eine Abwandlung des religiösen Triebes ist.“

Die Arbeit, die Hans Blüher eingereicht hat, ist gerichtet, wenn man die theologische Fakultät der berliner Universität als letzte Instanz anerkennt. Sie schreibt zur Begründung ihrer Ablehnung, die Arbeit enthalte neben allerlei Torheiten auch manches Echte und Eindrucksvolle, der Verfasser habe sich nicht ans Thema gehalten, über die großen Mächte der Geschichte abgeurtheilt, ihm fehle das nöthige Distanzgefühl den Dingen gegenüber, von denen er rede, und er verliere sich nicht selten in den Ton eines bloß rasonirenden Aufklärers. Mehr Geschmacksurtheile als sachliche Kritik. Die ganze Richtung paßte wohl nicht.

Man kann sich das Entsetzen der prüfenden Professoren vorstellen, denen solche Lecture zugemuthet wurde. Zunächst bekommen sie in dem „Vorwort an die Theologische Fakultät“ eine recht scharfe Vorlesung darüber, daß ihr Thema überhaupt kein Thema sei: der Text der Aufgabe sei durchaus vieldeutig, man müsse ihn sich erst mühevoll zurechtlegen, ehe ein brauchbares Thema daraus entstehe; fast unverständlich sei besonders der Schlusssatz: „ob der metaphysische Trieb selbst eine Abwandlung des religiösen Triebes sei“; denn der metaphysische Trieb sei im Wesentlichen identisch mit dem religiösen. Wie es aber eine „Abwandlung“ des religiösen Triebes sein solle, der also dann als etwas ganz Besonderes und Eigenartiges betrachtet werden müßte: Das war und blieb ihm bei dieser Anordnung der Begriffe schon als Frage unerfindlich. „Die“ Religion müßte dann ja etwas absolut Primäres und der metaphysische Trieb nur als ein philosophischer Umweg und eine Verknörchelung des Richtigen anzusehen sein, als eine „Abwandlung“.

Daß aber eine gelehrte Fakultät für freie Wissenschaft eines solchen Barbarismus fähig sei, könne er sich nicht zu glauben entschließen. Die Theologische Fakultät wird ihre philosophische Frage an Leute gerichtet haben, wie sie ihnen als selbstverständlich vorschweben, an Christlich gestittete im Sinn unserer Schulerziehung, die den protestantischen Pastor als Norm ansieht. Denn (wie Friedrich Nietzsche sagt) „der protestantische Pfarrer ist auch Großvater der deutschen Philosophie. Man hat nur das Wort ‚Tübinger Stift‘ auszusprechen, um zu begreifen, was die deutsche Philosophie im Grunde ist: eine hinterlistige Theologie.“

Blüher ging an seine Arbeit als ehrlicher Philosoph, als ein Mann, dem Alles, auch die scheinbar bewiesenen Werthe, „auf der Grenzlinie des Zweifels steht“. Er sieht seine Aufgabe darin, an Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ und dem dazu gehörigen Komplex seiner übrigen Schriften das Problem der Religionen zu messen. Ihm ist nämlich zunächst und vor Allem das Religiöse selbst Problem. Er meint: Religion ist eine Erkenntniß von Etwas; es ist auch niemals Offenbarung, sondern es ist Erleben der empirischen Außenwelt durch ein über sie hinausstrebendes Temperament; es steht in gar keinem Verhältniß zur Wissenschaft und kann deshalb auch durch keinen Fortschritt der Wissenschaft aus der Welt kommen; es ist ein Ereigniß der Vernunft und besteht so gut wie diese selbst. Die einzelnen Religionen aber sind nur Spezialfälle im religiösen Gesamtgebiet. Aus dem frei erlebenden, echt religiösen Menschen wird durch den Zutritt des Dogmatischen ein gebundener Kirchengläubiger. Da aber alle religiösen Ereignisse rein psychologisch zu deuten sind, so ist jede Verbindlichkeit mit dem Dogmatischen, jede kirchliche Bindung unerlaubt: und damit sind alle Religionen gerichtet, ist der Atheismus durchaus selbstverständlich, jeder Glaube an Gott ein Irrthum; das gesamte religiöse Leben spielt sich nur innerhalb des Erfahrens ab, wobei das Objekt immer das selbe bleibt: die eine, einzige Welt vor uns. Wir erschrecken vor solchem Radikalismus nicht mehr. Schon Paul de Lagarde, ein Konservativer, hat alle Bekenntnisse als veraltet, weil veräußerlicht und erstarrt, bezeichnet und die Trennung von Kirche und Staat gefordert, weil nur sie auf den Boden zurückführen könne, auf dem wieder religiöses Leben keimt.

Ist also Schopenhauers metaphysischer Trieb die Grundlage der (positiven) Religionen? Antwort: „Wo er es ist, ist er es doch nicht allein, sondern es bedarf dabei, und zwar in allen Fällen, eines Trugschlusses, einer unerlaubten Transszendenz, und nur so kann eine Religion entstehen, während sonst die Phantasie ihr

freies, rein künstlerisches Spiel trieb, bei dem der Mensch aber nicht gläubig wird.“

Die Theologische Fakultät mußte die Schrift ablehnen oder sich selbst absetzen. Damit aber ist Blüher nicht erledigt. Als ein Zeitdokument wird dieses draußgängerische Denken, das grundsätzlich keinen Respekt vor den historischen Mächten hat, sich behaupten. Er schreibt unglaublich bittere und harte Worte gegen die Religionen und besonders gegen das Christenthum nieder. Es ist ihm ein großer Irrthum; was aber auf Irrthum ruhe, sei immer das Schlechteste von Allem. Daß man heute das Christenthum lästere, billigt er zwar nicht, werthet es aber als leicht erklärlichen Vergeltungakt, denn das Christenthum sei von je her darauf ausgegangen, den innigsten und reinsten Regungen des Menschenherzens jede Ehrfurcht zu versagen, Alles zu unterdrücken, was in sein Prokustesbett nicht paßte. Dem Priester nütze auf die Dauer nicht mehr, daß er die Ehrfurcht vor den großen Weltgefühlen, die nur wahr oder falsch sein können, so gern mit der vor seiner „Religion“ verwechsle, die immer falsch sei. Die Religionen seien nicht mehr wichtige Kulturträger. Das friische Germanenvolk sei jetzt bereit, ohne Religion, also ohne Uberglauben, aber ausgerüstet mit der Fülle künstlerischer Gestaltungskraft, der Welt und den Problemen der Welt in rechter Weise gegenüberzutreten, und so endlich zu seiner Eigenart zu kommen.

Ich habe über Blüher's Schrift nur referirt; hier auch ein Wort der Kritik. Blüher kennt noch nicht William Benjamin Smith's neuestes Werk „*Ecce deus*“ und dessen weit über Origenes hinausgehende symbolische Deutung und auch thatsächliche Erklärung des Neuen Testaments, die uns den Glauben an einen Menschen Jesus unmöglich macht; Blüher tadelt Schopenhauer, der an diesem Menschen Jesus vorbeigegangen sei, ohne seine Bedeutung zu erkennen. Hier sah Schopenhauer doch wohl schärfer als sein Kritiker. Blüher stellt sich sonst als Philosoph zum Christenthum, so weit es Geschichte sein will, ganz neutral, denn heute, in einer kritisch gesinnten Zeit habe die Philosophie Grund, eine unphilosophische Frage philosophisch abzulehnen. Was er aber mehr so nebenbei über Jesus sagt, fällt zusammen, wenn dieser Jesus nicht Glaubensstifter, sondern eine Gottesidee war, wie ich mit Drews, Smith, Steudel und Anderen glaube.

Bei solchen Untersuchungen heißt die Frage nicht: Richtig oder Falsch? Sondern: Frei oder Gebunden? Dieses Buch konnte nur in unserer Zeit entstehen. Man darf sich darüber ärgern, aber man kann es nicht vernichten.

Steglich.

Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Portugiesische Kirchen.

Im Liebsten war mir Coimbras „Alte Kathedrale“; sie gehört nicht zu den glanzvollen Monumenten des Landes, aber ihr Ton ist eigenartig und intim.

Während der längste Tag, der einundzwanzigste Juni, in wolkenlos blauer Dämmerung verflang, erschien Coimbra über dem Mondegossfuß, zog sich, eine weißschimmernde Masse, am Berg empor. Auf der Avenida vor meinem Gasthof spielte bis in die Nacht herein die Musik, von einer dichten, ruhig zuhörenden Menge umstanden. Am nächsten Morgen wanderte ich durch die alten Winkelstraßen; hier schmale, hohe Häuser, hier und da ein feudaler Thurm. In diesen Gassen wurde das schöne Hoffräulein, Inez von Castro, wie ein Reh, zu Tode gehegt. Dann eine steinerne Terrasse, an der Frauen, mit bunten Tüchern um den Kopf, Wasser holten. Darüber erhob sich ernst, gewaltig die „Alte Kathedrale“. Ein wuchtig gegliederter romanischer Bau, festungartig, mit Zinnen gekrönt. Ich schlug einen reichbestickten Teppichvorhang des achtzehnten Jahrhunderts zurück: und stand in einem unvergesslichen Raum. Er war groß und streng, dabei von weichschmelzenden Farbentönen erfüllt.

In der Ferne, über dem Hochaltar, leuchtete der spätgothische, niederländische Retablo, ringsum in den Nischen die gedämpfte Goldpracht reicher Renaissance- und Barock-Altäre. Die romanischen Kapitelle der schweren Säulen, mit ihren verschlungenen Thier- und Pflanzenornamenten, die steinernen Quadern der Bodenplatten hatten ein verwittertes, gelbliches Grau; und überall (Das gab die wundervolle koloristische Stimmung) mit Fliesen bedeckte Wände. Ihre sanfte Farbenpracht hielt Alles zusammen, durchtränkte den Raum. Oft bildeten die Fliesen Muster, oft gliederten sie, feinempfindend, die Flächen, so der Taufkapelle mit dem spätgothischen Becken. Um Nischen bildeten sie kühle, zarte Umrahmungen schwergoldener, mächtig ausladender Barockaltäre, sie beskleideten frühgothische Nischen mit ruhenden Bischofsgehaltnen, mit dem Grabmal der Tochter einer griechischen Prinzessin, eines Grafen von Ventimiglia. Ueber dem Seitenschiff zog sich ein Umgang mit Triforien und Ruppelsäulen und in der Dämmerung der Querschiffe waren ähnliche Bogen. Die Kirche wurde in dem letzten Jahrzehnt restaurirt; staunenswerth, beneidenswerth gut. Man entfernte die störendsten späteren Zusätze, man besreite die romanischen Kapitelle, aber diese Architekten achteten die unerseßlich schöne Patina des Alters und zeigten eine vorbildliche Zurückhaltung. So stören keine neuen Fenster, keine neuen Farben; aus allen Jahrhunderten blieben die Kostbarkeiten stehen, vereinigten sich zu einem vollen, durch den Gang der Zeiten gedämpften, verklärten Afford.

Santa Cruz, die nahegelegene Kirche, hat eine andere Note; heroische Weisichte, geistvoll überladenes Ornament. Außen ist gute französische Arbeit (auf der ganzen Halbinsel stößt man auf fremde

Meister, aus den Niederlanden, aus Frankreich, Deutschland oder Italien). Spätgothik, Frührenaissance; krause Verklünnungen, lustige Krabben, durchbrochene Friese. Gute Statuetten, Chimaeren, Fledermäuse, lästerne Dämonen. Es ist ausländische Arbeit und doch von dem hiesigen Geschmac beeinflusst; komplizirter, origineller als in der Heimath. Innen ein gewölbter, von herausragenden Rippen umgeben gegliederter Raum; vor den Fenstern hängt schwerer Brokat. Im Chorschatten das Grabmal von Affonso Henriquez, dem großen Begründer des portugiesischen Reiches. Denn weder die Lage noch die Bevölkerung berechtigte diese dynastische Schöpfung. Die kluge Kraft dieser ersten Regenten schmiedete ein Land, ein Königreich, das sich bis in unsere Zeit erhielt. Affonso, der Sohn Heinrichs von Burgund und der großen Tereza. Sie war eine schöne, hochgebildete Frau, eben so berühmt durch ihren politischen Scharfsinn und ihre unbeugsame Thatkraft wie durch ihre leidenschaftlich lange Liebe zum Fernando Peres von Trava. Ihr Affonso errang sich die Königskrone; er war die Verkörperung des idealen mittelalterlichen Helden: muthig, ein Liebhaber von Abenteuern und Frauen, kunstverständlich, fromm, ein tüchtiger Regent. Ihm ebenbürtig der hier neben ihm ruhende Sohn Sancho der Erste. Siegreich in der Schlacht, aber ein Städtegründer, der den Gemeinden die noch aus der römischen Zeit stammenden Freiheiten ließ. Da liegen die königlichen Ritter, Affonso mit mächtigem, kahlem Haupt; sie sind in voller Rüstung, da liegen ihre Stahlhandschuhe, ihr Helm. Rührten sich jüngst die Gebeine zornig in den steinernen Sarkophagen? Affonso Henriquez war siebenzehn Jahre alt, als er die entscheidende Schlacht gewann; der Letzte auf seinem Thron war einundzwanzig, als er, ohne einen Streich zu führen, Eigaretten rauchend, seine Rechte preisgebend, den Königspalast verließ.

Viel ist hier zu sehen. Gute Reliefs aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die Bilder des stark von Van Eycks Schule beeinflussten portugiesischen Meisters, des Grao Vasco. Die Kirche wurde geschlossen; doch konnte ich im Kreuzgang, den „Claustro de Silenco“ verweilen. Hier ist einheimische Arbeit. Hier ist der in den Augen der Meisten berühmte, in denen der Wenigen berühmte Emanuelstil. Es ist der Uebergang von der absterbenden Gothik, ihrer letzten pittoresk-genialen Verwilderung, zu dem neugierig bewundernden Ergreifen der italienischen Renaissance. In allen transalpinen Ländern giebt es diese unruhige, zur Ueberladung neigende Kunst, aber in Portugal kam der Siegesrausch der entdeckten Welten, der Goldländer hinzu. In taumelnder Schaffensfreude schmückten sie noch mit indischen Motiven die überall aufstiehenden Gebäude. In diesem Kreuzgang wurden Taus, Palmenblätter zu dem Maßwerk der Bogen verwandt; der Stil ist hier noch bezengt und, wie auch in seinen wilden Nachbarn, viel gestreiches architektonisches Können ersichtbar. So die Abschrägung der Ecken die malerischen Brunnen. Ringsum Orangen und Palmen, Fliederbüsche und Mispeln; in buntglazirten Töpfen wachsen Geranien und Rosen.

Den letzten Blick auf die „Velha“, „die alte Kathedrale“, warf ich von der Galerie des Erzbischöflichen Palastes. Einfache, gute Frührenaissance, im etwas verfallenden Hof blühten rothorangene Lantanabüsche, rosaroths Hybiskusblumen. Freitreppen führten in die Loggiaballen; die oberste war der Klerisei vorbehalten (schwarzgewandete Gestalten gingen auf und nieder); auch von der unteren war der Blick umfassend und schön. Blaugrün erstreckte sich die Ferne, aus dem Gewirr der gelblichbraunen Dächer, der Terrassengärten erhob sich kastellartig, von Zinnen bekrönt, der gewaltige romanische Bau.

Leider sind nur Trümmer von dem Kloster der Königinnen, Santa Clara a Velha, geblieben. Sie liegen am jenseitigen Ufer vom Montegofluß, in der üppigen, sansthügeligen Gegend, die nach Monaten in Spaniens herber Großartigkeit so lieblich erscheinen. Hierher hat einst sich eine arme junge Prinzessin geflüchtet. Donna Juana, Tochter und Erbin Heinrichs des Vierten von Kastilien, wurde im Volk, seit ihrer Geburt, La Beltraneja genannt; man sah in ihr das Kind des schönen Edelmannes, Beltran von Cueva, der für den Liebhaber der Königin galt. Die Hand Juana's, der Nebenbuhlerin der großen Isabella, wurde verächtet, ihr Oheim verlobte sich mit ihr, trat für sie ein. Er unterlag; Donna Juana nahm im Kloster Santa Clara den Schleier. Inez von Castro hatte hundert Jahre früher dort geweilt; der Sage nach brachten ihr die Bachwellen aus der Ponte dos Amores der nahen Quinta das Lagrimas die Liebesbriefe Dom Pedros. Von hier aus sah sie auf das königliche Schloß. Dort ist jetzt die Universität, seit vielen Jahrhunderten die von Dichtern besungene Heimath aller portugiesischen Gelehrsamkeit und Kultur. Nachdem die Feinde der schönen Inez sie in den Straßen von Coimbra erstochen hatten, wurde sie hier im Kloster begraben. Kaum hatte Pedro den Thron bestiegen, so ließ er vor seinen Palastfenstern ihre Mörder langsam zu Tode foltern; und vier Jahre später, an einem Frühlingstag, befahl er, das Klostergrab zu öffnen. Die Leiche wurde auf den Thron gesetzt und die Großen des Landes mußten die verwesten Hände küssen, trugen dann auf ihren Schultern Inez von Castro, ihre tote Königin, nach Alcobaga.

Die Klosterkirchen von Alcobaga und Batalha sind der Stolz des Landes; gewaltige Gebäude, in grüner Einsamkeit, zwecklos und prächtig. Als ich die Eisenbahn verlassen hatte, fuhr ich lange in die Dunkelheit hinein, rasselte schließlich durch das verschlafene Städtchen Alcobaga, hielt vor einem Gasthaus, bekam ein sauberes Zimmerchen mit einem harten Bett. Morgens sah ich aus dem Fenster auf Wiesenabhänge, auf weit ausladende Bäume; ganz freundlich deutsch muthete mich die Landschaft an. Auch der Ort, weiße Häuschen, oft ärmlich, doch nicht ohne Haltung, erinnerte an unsere verlassenen kleinen Residenzen, etwa an Schwefingen oder das mecklenburgische Mirow. Ein Platz mit schattigen Platanen; dahinter erstreckte sich die Abtei, eine der größten, einst auch eine der reichsten der Welt. Das ursprüngliche

Portal ist noch erhalten. Im Uebrigen eine Barockfassade. Hier, wie in Spanien, ein interessantes Barock, noch lange mit gothischem Geist durchtränkt, denn nirgends hat die Gothik so festen Fuß gefaßt. Da gab es Baldachine und Stützen für Heiligengestalten, Krabben an den Gliedern, Fiale wurden einfach auf die Terrasse gestellt, daneben gebrochene Volutengiebel, süßliche Madonnen, geschwollene Engel, wulstige, gedrehte Säulen. Durch das uralte, frühgothische Portal betrat ich nun die Kirche. Sie war geöffnet, doch kein Mensch in dem mächtigen Raum zu sehen. Eine streng erhabene Schönheit; erinnerten die spanischen Kirchen in ihrem geheimnißvollen Tiefdunkel an Parthisalflänge, so erinnerte diese Kirche an Bach. Ein heller Stein, manchmal in Grüngrau versinkend, auch die steinernen Fußbodenplatten im selben Ton. Bei aller Schlichtheit, bei aller Ruhe Abwechslung, eine lebendige Schaffensfreude in den Konsolen der Rippen, in den Kapitellen, den Schlusssteinen, den Blattformen am Sockel. Die Säulen am Chor umschlingen eigenartig mächtige Blattkränze. Hinter ihnen liegen die Kapellen, aus ihrem Dunkel leuchten die schwergeschnittenen Barockaltäre. Der Hochaltar zeigt wieder eine auf der Halbinsel oft vorkommende Sprache des Barocks. Florale Motive, eine wuchtige Umformung des gothischen Blattwerks. Die Vergoldung ist etwas verwittert, die Buntheit der naturalistischen, rührenden Statuen etwas entfärbt; einige Wände zeigen noch verschossenen himbeerrothen Brokat, im Schatten liegen blaugelbe Fliesen.

Ich kam in einen verwilderten Terrassengarten, mit zerkrümelnden, steinernen Stufen und Balustraden, mit Statuen, einem großen bemooften Brunnenbecken, mit Fliesen bekleideten Nischen. Cypern reckten sich empor, Oleander und Rosen blühten. Der Flußarm war durch die Mauer geleitet, durchschoß den einst gewaltigen Küchenraum, hinter dem großen Gitter lagen Weinberge, Obstgärten, Bäume und freundliche Hügel. Nun fand ich eine im Grünen liegende Kapelle; die Bänke waren von langen Gräsern umgeben, standen im Schatten der alten Bibliothek. Dann folgte der Kreuzgang des Dom Diniz; ein Traum! Reine, frühe, lebensvoll erblühende Gothik, eine Fülle der entzückendsten architektonischen Motive. An der kühlen Nordseite ein sechseckiges Brunnenhaus, über einander erheben sich die Bogen; sie sind noch romanisch empfunden, haben noch die gehaltene Beruhigung dieses Stils. In ihrem Schatten plätschern die Gewässer. Die steinernen Bogengänge umschließen einen süß duftenden alten Garten, in dem mit weißen Arabisblüthen eingesahten Beeten wuchern Nelken, Mohnblumen und Malven, auch die seltenen, märchenhaften Rosen, mit dem lockeren, orangegebrothen Kelch. König Diniz war einer der bedeutendsten Könige der an bedeutenden Herrschern reichen ersten Jahrhunderte Portugals. Ein vorsichtiger, gewissenhafter Staatsmann, der den Ehrennamen des „Re Lavrador“, des arbeitenden Königs, erhielt. Mußte es sein, zog er erfolgreich ins Feld; lieber widmete er sich im Frieden der öffentlichen Wohlfahrt. Mit Eduard dem Ersten,

Ahnherren und Vorgänger Eduards des Siebenten, schloß er 1294 einen Handelsvertrag. Er gründete landwirthschaftliche Schulen, beschäftigte sich mit landwirthschaftlichen Problemen. Dabei ein leichtgefinnter, verliebter Troubadour; neben seinen Minneliedern dichtete er Pastoraten, die der Literatur seines Landes angehören. Am anderen Tag saß ich in Leiria sein zerfallenes gothisches Bergschloß, die steinernen Sitze vor den Fenstern, mit dem Blick auf das Thal.

Jetzt holte ich mir den Kirchendiener, damit er die Kapellen und Nebencräume aufschließe. Nach der Sakristei führte ein Emmanelportal, lauter Verastelungen und Verknorpelungen; die Posten zertheilten sich unten in Wurzeln, verliefen sich oben in dichtem Laub. Innen ein Retablo mit realistisch bemalten Wüsten; in der prächtigen Sala dos Reis, dem Saal der Könige, standen auf halber Höhe die Statuen von vierzehn portugiesischen Herrschern, darunter blaue Kachelbilder, und eiserne Kessel aus der Entscheidungsschlacht von Aljubarrota. Wenn man sie berührte, dröhnten sie, wie Mahnrufe aus der heroischen Zeit.

Dann kam, als letzte Steigerung, die königliche Grabkapelle. Sie ist aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, eine vornehme Gothik mit Griesen, schöngeschwungenen Blättern, mit Säulenbündeln. In der Mitte, Alles beherrschend, die Sarkophage von Dom Pedro und seiner Gemahlin, Inez von Castro. Die Denkmale stehen in gerader Linie, die Füße gegen einander gerichtet. So befahl es der König; am Tag des Gerichtes sollte sein erster Blick auf die sich erhebende Geliebte fallen. Da liegen sie Beide, ideale Gestalten, mit ruhigem Lächeln. Er mit der Krone, mit einem wallenden Bart; auch sie trägt die Krone, die man nur der Toten gönnte, und lange Schleier umfließen die Gestalt. Von je sechs Knienden, ekstatisch bewegten Engeln werden sie bewacht. Pedros Sarkophag ruht auf Löwen, der seines Weibes auf sonderbaren Thiergestalten (eine hat ein Mönchsgesicht). Sollten es ihre gedemüthigten Widersacher sein? Reizvolle kleine Reliefs schmücken die Wände der Sarkophage. Im reichen Maßwerk sitzen Gruppen in der malerischen Zeitracht, Männer und Frauen; sie unterhalten sich, beschäftigen sich, gestikuliren. Da giebt es romantische Paare, Jünglinge und Edelfrauen. Sie ähneln den französischen Elfenbeinschnitzereien aus der selben Zeit und haben doch einen eigenen Ton. Noch andere Sarkophage stehen in diesem gewölbten Saal. Manches haben die hier, wie überall in Portugal, roh wüthenden Franzosen zertrümmert. Das Allermeiste ist noch wundervoll erhalten, ist unangetastet echt. Die Zeit verließ den Gräbern, den Säulen, den Steinplatten ein sanft vergehendes Grün, ein tiefes Grau.

Mit einem kleinen Einspänner fuhr ich nach Batalha, dem andern stolzen Kloster auf der althistorischen Landstraße, der Heerstraße zwischen Lissabon und der einstigen Hauptstadt Coimbra. Diese Straßen zogen ingrimmig die vornehmen Herren mit dem Sarg der Inez. Was im Land zur Bedeutung gelangte, ist im Lauf des Jahrhunderts dieses Weges gezogen. Jetzt still, verlassen und noch nicht durch Autos

und Fahrräder zu neuem Leben erweckt. Manchmal ein schwerer, knarrender Wagen; an die Zeiten der Völkerverwanderung gemahnt er mit seinen aus einem Aloh gehauenen Rädern. Gut gebaute alte Häuser stehen hier noch aus früherer Zeit, Barock und Rokoko, auch wohl spätgothische Fenster und Portale. Fast alle Häuser sind mit Stein gefast; hübsche Außentreppen, Loggien, Terrassen, steinerne Brunnen und Kreuze kommen vor. Die Bauernhäuser sind weiß gestrichen, manchmal mit einer Weinpergola, mit Malven und Rosen. Noch öfter dürftig, kahl, nur von Misthaufen und staubigem Boden umgeben. Eine üppig reiche Gegend, aber ein ärmlich gekleidetes Volk. Kinder knien auf der Landstraße nieder und betteln mit betend sich berührenden Händen. Die Männer tragen Zipselmützen, kurze Jacken, schwarze Schärpen, die Frauen den runden Bolerohut über einem bunten, flatternden Kopftuch. Die Portugiesen, liebenswürdig und angenehm, sind keine europäische Rasse; sie sind zu sehr mit dem Blut von Negern, Semiten, Südamerikanern durchseht. Nur selten sah ich den guten spanischen Typus, der hier genau so wie drüben vorherrschen mußte, hätten nicht die Portugiesen, human und sorglos, sich im Lauf der letzten Jahrhunderte skrupellos mit fremden Rassen vermischt.

Ich kam nach Aljubarrota, wo 1385 König Johann der Große sich die Krone im Kampf gegen kastilische Bewerber errang. Damals waren seine Portugiesen noch eins der kühnsten, kraftvollsten Völker der Welt. Weiter nördlich, jenseits von den Hügeln, hatte die denkwürdige Schlacht begonnen; zur ewigen Erinnerung baute Johann dort die Abtei Batalha. Sie kam in Sicht; ein gewaltiger gothischer Bau. Einige halten ihn für den schönsten der Welt; mir mißfällt die Verhüllung der wichtigen Theile eines Bauwerkes, der Wände, der Dächer. Hier sind die Schiffe durch eine Fülle von Strebebogen verbunden, die Thürme etwas zufällig angebracht und das Dach ist durch Maßwerkgalerien maskirt. Schön sind die unteren, älteren Theile; die Portale, die Fenster mit ihrem edlen Maßwerk wuchtig und streng. Auch hier ein herrlicher Ton; bald spielen die Quadern in das Goldgelbe, bald in das Graue hinüber. Als Schmuck eine frische, wenn auch nicht sehr feine Plastik, so in den Hohlkehlen kleine Heilige in der Zeittracht, und in verschwenberischer Fülle zieht sich ein Lilienfries herum. Innen ein gewaltiger, dreischiffiger Raum; die Baumeister kamen aus England: so wird man auch an englische Kathedralen erinnert, vielleicht vor Allem durch die Einfachheit, durch das Fehlen der Bemalung der bunten Altäre. Eine ruhige, beglückende Vollendung; die Pfeiler erheben sich in schwindelnder Höhe, ein Blätterkranz schmückt die Kapitelle, florale Glieder unterbrechen die Glieder des Sockels. Auch hier durfte ich ungestört umherwandeln, mich an der Freiheiten, an der Größe dieser gothischen Meister erfreuen. Prunkhaft ist die Stifterkapelle; da liegt Ino der Große mit Philippa von Lancaster, der Tochter von John of Gaunt; sie ruhen dort in ewiger Jugend, reichen einander im Tod wie im Leben die Hand. Um sie her sind die fünf Sarkophage ihrer fünf Söhne.

Auf den Adel dieser Gothik folgt in seiner Sünde Maienblüthe der Emanuelstil. Eine unerschaut reiche Decoration. So ist denn auch dieser Kreuzgang der Könige, diese unvollendete Riesenkapelle Liebling der großen Menge. Da giebt es indische Motive, Bambusrohr, Lotusblätter und Blüthen, Kugeln, Taus, überall die Armillarsphäre mit den Himmelskreisen, König Manuels „*devise parlante*“. Wundervoll die Zeitfärbung des Gesteins. Das verschwenderische Zuviel wird gedämpft. Sonnenlicht fällt durch das spitzenartige Geschnörkel der hohen Bogen, in den gewölbten Dämmerungen liegen tiefe Schatten, sunken goldbraune Reflexe.

Ähnliche architektonische Eindrücke giebt die berühmte Belemkirche vor den Thoren von Lissabon. Phantastisch-indische Säulen recken sich gewaltig empor, verästelten sich im Gewölbe. Im Halbdunkel tragen Elephanten den Sarkophag des Königs Emanuel, des fremden neuen Herrn ihrer Länder. Merkwürdig berührt das Andenken an den in Afrika gefallenen König Sebastian. Dieser waghalsige Feldherr hat mit seinem jungen Leben gezahlt. Sein Leichnam wurde von den Ueberlebenden erkannt, aber das Volk wollte nicht daran glauben; ihr „*Principe Encuberto*“, der versteckte Prinz, werde wiederkommen. Jahrhunderte lang hat sich diese Hoffnung erhalten und die Sekte der Sebastianistas ist noch immer nicht tot.

Die hereinfahrenden portugiesischen Schiffe sehen das prächtige Gebäude; am Portal ist die Statue eines ihrer Helden, des Vasco de Gama. Hier übernachtete er, ehe er heraussegelte, um fremde Küsten zu entdecken. Drei Jahre später, nachdem er unter der schlimmsten Noth und Gefahr des Kap der Guten Hoffnung umsegelt und Indien erreicht hatte, landete er mit dem überlebenden Drittel seiner Genossen an dieser Stelle. Er wurde von Emanuel feierlich empfangen und ihm zur Ehre wurde dies Prachtloster errichtet.

Wenig wird das alte Evora besucht; und doch ist besuchenswerth. Nach den Weinbergen, Zuckerrohr und Getreidefeldern kamen dürftige, aber nicht reizlose Strecken. Pinienwälder und am Boden Mesembryanthemumbüthen. Die waren mir bisher mit der Erinnerung an wohlgepflegte Rivieragärten verknüpft und vielleicht wegen ihres pedantischen Namens unsympathisch. Hier in der Pinieneinsamkeit wirkten sie entzückend; überall leuchteten ihre großen citronengelben oder rosarothten Sternfelse hervor.

Evora war schon von Weitem durch seine Kirchthürme erkennbar; ich frühstückte in dem Gasthaus, einem früheren Palast mit schöner Säulenhallenloggia, und wanderte dann in der Stadt umher. Einer weißen Stadt mit gewölbten Laubengängen, vorstehenden Dächern, mit kunstvoll geschmiedeten Gittern. Die Thüren und Läden waren grün gestrichen, in einem Grün, das leider bei uns wegen angeblicher Giftigkeit abgekommen ist, aber unvergeßlich schöne blaugrüne Tönung erhält. Bewundernd stand ich vor Palästen und Terrassen, vor Loggien, spätgothischen verschnörkelten Portalen, vor Fenstern mit graziösen

Ruppelsäulchen. Wein und Rosen umrankten die alten Steine. Hier fielen mattblaue, dicke Plumbagozweige über ein Gartenthor. Ein feudaler Thurm erhob sich steil und störrisch zwischen zahmen weißen Häuschen. Dann folgte eine malerische Außentreppe, mit durchbrochenem Geländer, danach eine Fassade mit Medaillons von Edelknaben und Edelräulein. Auf einem beherrschenden Platz, von stattlichen alten Häusern umgeben, stand noch der römische Tempel, lückenlos an drei Seiten die korinthischen Säulen, und hinaus in die üppige, baumbestandene Ebene führte ein mittelalterlicher Aquadukt. Unter seinen großen Bogen zog sich die Straße, auf ihr Bauern mit braunzottigen Schaffelljaden und Beinschürzen. Bunte bedeckte Karren, ohne Sitze, aber gepolstert, sah ich; Frauen lagen oder kauerten auf dem Boden.

Die Kirchen waren interessant; überraschend ein spätgothischer Bau; seine schlichten Linien vom Moscheen unerkennbar beeinflusst. Keine architektonische Einzelheit war so anziehend wie der unberührte, uralte Bierungthurm der Kathedrale. Ein Kegelhurm aus schweren Steinplatten und schuppenartigen Kacheln, rings von kleinen Thürmchen umgeben, jedes ein Widerspiel der machtvollen Mitte. So hebt er sich, einfach und reich, von den Jahrhunderten getönt, über die Zinnen der Evora-Kathedrale.

Marie von Buusen.



Einjährige Dienstzeit.

Ist der bayerische Landtag, in den Schranken seiner Entscheidungsmöglichkeit, dem Reichstag, den Einzelregierungen, dem Bundesrath Anregungen zu geben versuchte, erörterte er auch, wie in jedem Jahr, die Frage der einjährigen Dienstzeit. Beantragt wurde: 1. „der Kriegsminister soll in Bayern endlich auf eine bessere körperliche Jungendausbildung bringen und dafür sorgen, daß das Turnen in allen Schulen obligatorischer Gegenstand wird und nach der Schule bis zum Eintritt in die Armee fortgeübt wird“; 2. „daß in jedem Regiment eine Compagnie und in jedem Armeecorps ein Regiment aus nur einjährig Dienenden gebildet wird. Diese Leute werden im zweiten Jahr als ‚beurlaubt‘ geführt und machen dann der Reihe nach die vorgeschlagenen Uebungen durch.“ Anträge wie die vorliegende Turnanregung sind schon öfters eingebracht worden. Die Minister sympathisirten scheinbar mit ihnen; aber die That blieb aus. Deshalb fielen auch die Worte: „Mit Sympathien und Worten kommen wir nicht vorwärts, wir wollen die Ausführung sehen“. Natürlich muß der Bundesrath dafür sorgen, daß diese körperliche Aus- und Vorbildung in allen Einzelstaaten erfolge. Antrag 2 wurde für „zur Zeit nicht ausführbar“ erklärt; man wollte wohl kein Präjudiz für Berlin schaffen.

Wie stellten sich die Parteien zur Sache? Bauernbündler und

Sozialdemokraten erklärten sich für die einjährige Dienstzeit, eben so die Jungliberalen; Centrum und die übrigen Liberalen waren getheilter Ansicht. So blieb die nöthige Gesamtwirkung, die imponiren könnte, aus. Und das Volk? Es schimpft über die Steuern; die Aufklärung über den Lohnentgang durch die lange Militärdienstzeit und die ungesunde Höhe der Militärbudgets macht rapide Fortschritte, aber noch weiß es nicht, wie es seine Meinung zum Ausdruck bringen soll. Was aber hofft und fürchtet man von der einjährigen Dienstzeit?

Der wichtigste Einwand kam aus der Befürchtung, die Mobilisirung der Armee sei erschwert und die sofortige Bereitschaft gefährdet, wenn der ausgebildete Jahrgang entlassen, der neuzugegangene noch nicht genügend ausgebildet ist. Dagegen ist zu sagen, daß ein Krieg kaum je von heute auf morgen ausbricht; ein politischer, diplomatischer Gegensatz muß zuvor fühlbar, der Horizont irgendwie verdüstert sein. Wenn das Volk von der kritischen Situation im Jahr 1911 auch nichts erfuhr, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Regierung sie nicht erkannt hat. Ein Ueberfall ist ausgeschlossen; mit unmobilitirter Armee einen Krieg beginnen: Das hieße, auf den Genderrfolg verzichten. Dies Beginnen brächte in die wirkliche Gesamtmobilisirung eine solche Unordnung, daß ein völliger Zusammenbruch, ein *débâcle*, die unausbleibliche Folge wäre. Die Einberufung von nur 100 000 Mann in irgendeinem Staat bleibt bei den heutigen politischen und kommerziellen Beziehungen, bei den telegraphischen, telephonischen und sonstigen Verkehrsverhältnissen nicht zwei Stunden der Welt verborgen. Ein diplomatischer oder gar militärischer Ueberfall gehört also in das Reich der Unmöglichkeiten. Wenn aber in der Zeit vom Januar bis zum April oder im Juli die politische Lage sich so gestaltet, daß ein Krieg droht, was würde dann vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen geschehen? Der eingezogene und auszubildende Jahrgang ist noch nicht kriegsfähig oder (im Juli) auf Ernteurlaub. Dann ruft man, im ersten Fall, den als „beurlaubt“ geführten zweiten Jahrgang der aktiven Armee ein und nach zwölf bis achtzehn Stunden stehen 400 000 geübte Leute unter den Waffen. Wird die Lage bis zu deren Eintreffen noch gefährlicher, so ruft man auch den nächsten Jahrgang zu 400 000 Mann ein und hat in spätestens zwei Tagen 800 000 Mann unter dem Gewehr. Das geschieht, ohne daß eine wirkliche und eigentliche Mobilmachung erfolgt. Sollte bei Beginn des Ernteurlaubes die politische Lage zweifelhaft oder gefährdet erscheinen, dann unterbleibt dieser Urlaub bis nach der Klärung der Situation; ist die Beurlaubung schon erfolgt, so wird der mit Ernteurlaub entlassene Jahrgang wieder einberufen und nach zwei Tagen kann er, kann auch der zweite Jahrgang (zusammen 800 000 Mann) zur Verfügung sein. Weder die Mobilmachung noch die Marschbereitschaft wäre gefährdet. Ein Kriegsbeginn zwischen November und Ende Februar ist aber kaum wahrscheinlich; südliche Nationen hätten sich davor noch mehr als die abgehärteten Nordländer.

Der nächstwichtige Einwand beschäftigt sich mit dem Unteroffizierersjah. Wenn man aber pro Regiment für spätere Unteroffiziersaspiranten einen zwei- bis dreimonatigen Vorkurs für etwa 120 Bewerber abhält, dann melden sich so viele intelligente und gewandte Leute, daß die Abtheilungen die Wahl unter den allerbesten haben. Man darf annehmen, daß die Qualität und Leistungsfähigkeit der Unteroffizierscorps mindestens sich nicht verschlechtern, vielleicht sich merklich verbessern werden. (Damit soll den jetzigen Corps nicht ein Tadel ausgesprochen werden.) Gewährt man dann für ein-, zwei-, dreijährige Unteroffiziersdienste Prämien von 100, 200, 300 Mark, so wird man auch einen Stamm länger dienender Unteroffiziere erhalten.

Die einjährige Dienstzeit macht allerdings öftere Einberufungen nöthig, aber dieser Nachtheil wird doch durch den Umstand aufgewogen, daß die Gesamtdienstzeit 63 Wochen beträgt; nach dem System von heute sind 110 bis 115 Wochen.

Der gute Geist, die Kameradschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl soll leiden und das Erlernte nicht fest genug sitzen. Der „gute Geist“ ist am Besten entwickelt am Ende des ersten Dienstjahres; bald danach, wenn wenig Neues hinzuzulernen ist und die „Wachtag“ ihren ungünstigen Einfluß geltend machen, nimmt der vielgerühmte „gute Geist“ ab; wenn eine Abtheilung in einem Jahr das Kameradschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl nicht zur Blüthe zu bringen vermag, dann gelingt es ihr im zweiten Jahr erst recht nicht. Und die konzentrirte Arbeit eines Jahres, ohne jegliche Ablenkung durch Dienste, die mit der militärischen Ausbildung nichts zu thun haben, ist einer weniger konzentrirten Arbeit von $1\frac{1}{2}$ jähriger Dauer vorzuziehen. Die häufigeren Uebungen erhalten die Leute in der Dienstgewohnung und stärken den militärischen oder kriegerischen Sinn der Nation; sie bringen ferner die Abtheilungen in den Hauptübungsperioden fast auf Kriegsstärke, was auf die wirklich kriegsmäßige Ausbildung und Gewandtheit von Chargen und Mannschaften von günstigstem Einfluß ist. Zu diesen Vortheilen kommen aber noch weitere dienstliche, finanzielle, soziale und wirtschaftliche. Die Dienstzeit von 63 Wochen (gegen 110 bis 115) bringt eine Ersparniß von 152 Millionen und gestattet eine Mehreinstellung und Ausbildung von 100000 Mann. Das giebt für die zwei aktiven Jahrgänge ein Plus von 200000 Mann; für fünf Jahre Reserve ein Plus von 450000 Mann bei 10 Prozent Abzug und für vier Jahre Landwehr ein Plus von 320000. Elf Jahrgänge ergeben ein Plus von 970000 Mann. Das ist um so wichtiger, als Frankreich uns auf diesem Weg nicht folgen kann, da es jetzt schon unter das Mindestmaß militärischer Tauglichkeitmusterung gegangen ist. Kriege werden sich rasch entscheiden und Nichtausgebildete werden kaum noch zur Verwendung kommen. Einen Krieg mit nur einem Kriegsschauplatz werden wir nicht haben, auch nicht nach einer Front; man muß also den letzten Mann schon jetzt einstellen und ausbilden.

Sehr interessant war ein Ausbildungsprogramm des Abgeordneten Ankenbrand, das offenbar von einem Sachkundigen stammt. Da-

nach soll die Einstellung jeweils am dritten Januar erfolgen. Für die Einzelausbildung sind 14 Wochen, wie jetzt, bestimmt. Da die Leute viel gewandter, elastischer, kräftiger und ausdauernder hereinkommen, so wird für Haltung, Schrittbungen, selbst für Turnen, Gymnastik, für Griffe sehr wenig Zeit aufzuwenden sein. Die ersparte Zeit wird der Schießausbildung, dem Verhalten im Gefecht und der Gefechtspraktik gewidmet werden. Wir erhalten also in diesen 14 Wochen einen für den Krieg besser und gründlicher durchgebildeten Mann. Will man aber den Mann für den Kriegsfall früher verwendbar, also möglichst bald die Compagnieausbildung erledigt haben, so kann die Einzelausbildung angesichts der besseren Vorbildung in acht Wochen forciert werden. Für die Zugausbildung mit besonderer Berücksichtigung des Verhaltens im Gefecht rechnen wir drei Wochen, für die Compagnieausbildung vier Wochen; dazu wird der ganze im letzten Jahr entlassene Jahrgang auf vier Wochen einberufen, wodurch die Compagnie auf fünf Sechstel der Kriegsstärke gebracht wird. Die Bataillonausbildung in Verbindung mit Felddienstübungen umfaßt sieben Wochen; dazu wird auf je $3\frac{1}{2}$ Wochen wieder ein ganzer Jahrgang zu seiner dritten und vierten Uebung einberufen; auch diese Uebung vollzieht sich also fast auf Kriegsstärke. Zur dringlichst nöthigen Erholung für Chargen und Mannschaften und der Ernte wegen ist die ganze Armee vom zwanzigsten Juli bis zum fünfundzwanzigsten August beurlaubt, mit Ausnahme der Leute von schlechter Führung und der aus nur Garnisonfähigen bestehenden Garnisoncompagnien, die den ganzen Wachdienst, Arbeit, Küchendienst und Aehnliches zu leisten haben, wodurch die Feldcompagnien von allen die Kriegsausbildung störenden Diensten befreit und entlastet werden.

Die Herbstübungen erstrecken sich auf den ganzen Monat September, wobei das Hauptgewicht auf das Ueben in großen Verbänden zu legen ist. Zu den Herbstübungen wird der volle, zwei Jahre vorher entlassene Jahrgang auf vier Wochen (zweite Uebung) berufen, damit auch die großen Manöver in Kriegsstärke ausgeführt werden.

Vom ersten Oktober bis zum zwanzigsten Dezember ist genaueste Wiederholungsarbeit in Einzelausbildung Turnen, Schießen, Felddienste, wobei die Manövererfahrungen ausgenützt werden.

Das Ausbildungsjahr umfaßt also 46 Wochen, die erste Uebung, zur Compagnie, 4 Wochen, die zweite Uebung, zu den Manövern, 4 Wochen, die dritte und vierte Uebung, zum Bataillon, je $3\frac{1}{2}$ Wochen und die fünfte, die Landwehrübung, 2 Wochen, zusammen 63 Wochen. Die vier ersten Uebungen erfolgen in 4 dem Ausbildungsjahr folgenden Jahren, die fünfte im siebenten oder achten Jahr. Nach dem siebenundzwanzigsten Lebensjahr hören die Uebungen auf (was wirtschaftlich von großer Bedeutung ist).

Der Herr Minister wurde ersucht, zu erwirken, daß eine bessere körperliche Vorbildung der Jugend gesichert werde. Daß er die Hauptfrage, nach der Länge der Dienstzeit, nur streifte, ist begreiflich; wer wird denn in so kläglichen Dingen die Initiative ergreifen? Er suchte

die Vacher dadurch auf seine Seite zu bringen, daß er sagte, die einjährige Dienstzeit bringe nicht 100 Millionen Ersparniß, sondern 100 Millionen Mehrausgaben. Auf den Rechnungsbeweis darf man gespannt sein. Auffallend ist, daß man vom Generalstab nicht sprach. Man redete immer nur von der Truppe im Kriegsfall; die Truppe: Das sind doch nur die Arme und Beine des Militär-Kriegs-Körpers. Der Kopf ist der Generalstab, die Kriegsleitung, der Fesherr. Und stets hat der Kopf, das Genie, den Krieg entschieden. So wirds bleiben. Der Kriegsleiter ist der wichtigste Faktor. Die Heere sind einander nahezu gleichwerthig; durch die Einführung der einjährigen Dienstzeit würde aber die deutsche Armee nicht schlechter, sondern besser und stärker an Qualität und Quantität.

„Habet Acht! Nähst die Zeit!“ Diesen Gebetspruch, der am Eingang eines Friedhofes steht, sollten die Parteien niemals vergessen; sonst könnten sie (die auch die Ernährung des Landes aus eigener Kraft zu sichern haben) die Nation auf einen Friedhof führen.

Der Verlauf der schweizer Manöver hat wieder bewiesen, daß die einjährige Dienstzeit in Deutschland nicht nur möglich und ausführbar, sondern, aus rein militärischen Gründen, der zweijährigen oder gar einer gemischten Ausbildung von zwei Jahre Dienenden und Ersahresoldaten vorzuziehen ist. Bei den nächsten schweizer Manövern wird, auch ohne Anwesenheit des Kaisers, im äußerlichen Schilf ein Unterschied zwischen deutschen, auch altpreußischer Garde, und schweizerischen Truppen nicht mehr wahrnehmbar sein. Die Turn-, Schützen-, Feuerwehr-Vereine und die Schulen und höheren Lehranstalten sorgen dafür; schon bei der diesmaligen Inspektion machten einzelne Bataillone einen auch im Paradesinn vortrefflichen, kaum zu überbietenden Eindruck. Was aber den inneren Werth der schweizer Armee betrifft, so war, abgesehen von einzelnen Drillfanatikern, nur eine Stimme des Lobes über die Strammheit und den militärischen Ernst in und außer Dienst, über die Marschfähigkeit, tadellose Marschordnung und Marschdisziplin, die Geländeausnützung und Geländeverbesserung, über die Gefechtsgewandtheit und Gefechtsdisziplin, über den Feueregehorsam und das Feuerverständnis, über das korrekte Verhalten in der Defensive, über den Schneid und die Wucht der Offensive, über die klaren und präzisen Dispositionen der Führer aller Grade, über die genaue Ausführung der Befehle, über das Fehlen jeder Nervosität vom Divisionär bis zum letzten Soldaten, über die Ausdauer und Unverdroffenheit bei großen Anstrengungen und Strapazen, erhöht durch konstant schlechtestes Wetter und die Schwierigkeiten des Terrains. Daß dem Deutschen Kaiser die Artillerie in ihrer Thätigkeit besonders gut gefiel, möchten wir „aus Gründen“ speziell hervorheben. Die schweizer Manöver werden auf die Entwicklung des deutschen Heeres einwirken; denn sie müssen erkennen lehren, was bei einjähriger Dienstzeit geleistet, erspart und für die Heeresverfärfkung und Reichswirthschaft aus dem Ersparten aufgewandt werden kann.

München.

Major a. D. von Spiegel.

Lottis Undankbarkeit.

Lotti, die junge Studentin, war seelenvergnügt gewesen, als die Ferieneinladung von ihren Verwandten kam, die den Sommer in Rosenheim verbrachten. Wenn man, als Waise, bei zwei ältlichen Tanten lebt und den ganzen Winter emsig studirt hat, um zu zeigen, daß man Kraft und guten Willen besitzt, sich durchzukämpfen, wird eine unerwartete, angenehme Abwechslung zum wahren Glückstrahl. Die unverwöhnte, lebhafteste Lotti ließ denn auch ihren Gefühlen freien Lauf und sang und trällerte unaufhörlich.

Tante Betti schüttelte den Kopf und sprach zu ihrer Schwester Mali: „Du, daß die Lotti gar so lustig ist, wenn sie von uns fort soll, gefällt mir nicht.“

„Ich gönne ihr die Freude“, entgegnete die nachsichtige Mali. „Aber freilich: ein Bißchen schwerer könnte ihr der Abschied, für so viele Wochen, schon fallen.“

„Ja, die moderne Jugend“, seufzte Betti. „Ich finde, daß Studiren verhärtet das Frauengemüth.“

„Vielleicht hast Du Recht. Und wir wären mit der Lotti doch sogar nach Hiebing gezogen! Aber wir wollen es uns nicht merken lassen, daß uns das Kind enttäuscht.“

„Nein“, sagte Betti; „dazu sind wir zu rücksichtsvoll.“

„Und weißt Du, Lotti hat wirklich das ganze Jahr wenig Unterhaltung; sie ist so fleißig“, sagte Mali wieder, begütigend.

„Aber ich bitte Dich, was haben denn wir?“

„Wir, Betti? Erinnerungen! Und Die müssen wir dem Kinde pflanzen helfen.“

„Das thun wir auch gründlich. Undankbar bleibt's doch.“ Auch gegen das Alleinreisen war Tante Betti, fand es „im Prinzip nicht richtig“, während Mali meinte, es erhöhe die Selbständigkeit und ermögliche Bekanntschaften; und man könne nicht wissen . . .

Ja eben: „man könne nicht wissen“, wiederholte Betti. Und das Alleinreisen der Frauen sei überhaupt immer gefährlich. Bei den älteren für die Männer, bei den jüngeren für sie selber. Und daß es gar über die Grenze gehe, in ein anderes Land mit fremdem Geld und anderen Briefmarken, mache die Sache noch schlimmer.

Lotti ordnete ihre Kleider, wobei es, trotz Zwang und Neigung zur Einfachheit, zu einigen Kontroversen mit den noch einfacheren Tanten kam, studirte den Fahrplan und kümmerte sich sonst weder um Tante Malis elegisches Gesicht noch um Tante Bettis Falten um den streng geschlossenen Mund, auf denen so deutlich geschrieben stand: „Ich nehme Rücksicht“. Sie war doch überzeugt, daß die Beiden sich freuten, wenn der Nichte eine kleine Abwechslung winkte.

Die Tanten litten an Eisenbahnfieber. Und gerade der übergroßen Hast wegen wurden sie schwer fertig, um Lotti das Geleit zu

geben, die schon vor dem Thor ihrer wartete, mit aner kennenswerth wenig Gepäc.

Auf dem Perron geschah etwas von Lotti heimlich Geahntes und Gefürchtetes. Tante Mali zog aus ihrer großen Markttasche, die sie mitgenommen hatte, um in Mariahilf gleich Einkäufe zu besorgen, einige recht umfangreiche Päckchen. Von Betti Wollstrümpfe und einen wollenen Rock, weil Lotti zu wenig warme Sachen eingepackt hatte, von ihr einen Blumenstrauch in einer Vase, damit die Blumen nicht welken, verschiedene Hausmittel, Butterbrot, Obst, Kuchen für unterwegs.

Lotti haßte es, so viele Pakete zu haben; und sie mußte doch auch umsteigen. Ganz zaghaft stotterte sie: „Oh, danke! Aber warum habt Ihr mir Das nicht lieber früher gegeben?“

„Weil Du es dann vielleicht gar nicht mitgenommen hättest“, erklärte triumphirend Tante Mali. „Und dann: kleine Andenken giebt man doch gern erst beim Abschied. Hier, die Strümpfe sind sehr gut eingewickelt und lassen sich leicht ins Neß legen.“

„Aber nicht da liegen lassen“, dachte die arme Lotti.

„Die Vase kannst Du später auch in die Reisetasche stecken.“

„Die ist schon so voll.“

„Ich finde, Du machst Einem jede Freundlichkeit furchtbar schwer, Lotti“, ließ sich Tante Betti vernehmen.

„Ich hätte mich, als ich jung war, sehr gefreut“, sagte traurig Tante Mali, „wenn mir Jemand eine Vase gebracht hätte und Pfefferminzen und Strümpfe und Kamillentropfen...“

Die gutmüthige Lotti hatte Thränen in den Augen. „Ja, gewiß“, sagte sie hastig, schon aus Angst, daß Umstehende die Aufzählung aller sonderbaren Dinge hören könnten, „ich bin Euch auch sehr dankbar. Ich wußte nur nicht, wohin damit; und dann: die Zollgrenze.“

„Sei doch nicht so unpraktisch, Lotti! Den Rock ziehst Du halt an.“

Lotti sah zweifelhaft an ihrer schlanken Gestalt, in dem modern knappen Kostümrock, hinunter. „Es ist sehr heiß.“

„Aber ein junges Mädchen wird doch das Bischen Hitze noch aushalten können! Ich würde immer alle meine Unterröcke anziehen, wenn ich auf Reisen ginge. Es ist so praktisch beim Einpacken.“

„Ja, das Studium!“ seufzte Tante Betti.

Und dann wurden die beiden Tanten so traurig, als gelte es, für Jahre Abschied zu nehmen und nicht für eine Vergnügungsfahrt.

„Schreibe nur oft“, mahnte Tante Betti. „Aber nur Karten“, rief Tante Mali; „am Schreibtisch sitzen sollst Du nicht.“

Das „tano“, mit
doch der Schaff-

Einsteigen!“

bist doch nicht

, Lotti.“

„Ich finde“, begann Tante Betti (die immer eine Ausnahme der Gegenstände, die sie verlegt hatte) ...

ner war rücksichtslos genug, den Saß abzuschneiden. „

„Ja, ja, Lotti, Kind, rasch! Damencoupé. Du allein? Das ist so gefährlich.“

„Nein. Zwei Babies sind drin.“

„Wie schön! Da kannst Du Dich nützlich machen

„Bleibt gesund und habt Dank! Auf Wiedersehen!“

Einige Wochen später sahen die Tanten in Hiebing mit ihren Freunden Mayers gemüthlich beim Tarok, als die Rede auf Lottis Ferienreise kam. „Sie hat mir einen ganz begeisterten, langen Brief geschrieben“, erzählte harmlos die junge Nora Meyer.

„So, hat sie?“ fragte Tante Mali; ihre Hand, die den Treff-Buben auspielte, zitterte leise. Und Tante Betti war nicht einmal empört, obwohl die Schwester Tarok anspielen sollte. Sie jagte nichts. Doch um den zusammengekniffenen Mund zogen sich wieder die Falten, in denen geschrieben stand: „Ich nehme Rücksicht“.

„Wie findest Du Das?“ war ihre erste Frage, als sie vom gastlichen Hause Meyer den Heimweg antraten.

Tante Mali wußte sofort, was sie meinte. „Ja, Das haben wir nicht verdient“, sagte sie wehmüthig. „Uns speißt Lotti mit Karten ab, für all unsere Liebe, und dem jungen Ding schreibt sie lange Briefe!“

„Ich finde es, von allem Anderen abgesehen, auch so taktlos“, sagte Tante Betti; „was sollen sich Meyers nur denken. Wir wissen von unserer Nichte beinahe nichts und dieser Backfisch, die Nora, ist genau unterrichtet.“

„Nun ja, weißt Du,“ meinte die milde Tante Mali, „am Ende gehört auch Jugend zu Jugend. Immerhin hätte Lotti mir schon mehr auf meinen ausführlichen Brief erwidern können, in dem ich mit solchem Bedauern davon sprach, daß schon die Hälfte der Ferienzeit für sie vorüber ist.“

„Nun also! Aber wenn ich so Etwas sage, mußt Du immer widersprechen. Und hätte sie für meine so gut gemeinten Warnungen vor dem Vetter Leo nicht auch einige Dankesworte finden können?“

„Ja. Aber wir wollen nicht verurtheilen, Betti, dazu haben wir das Kind doch viel zu lieb, sondern nur in Güte zu ihrem Herzen sprechen.“

„Wie wir es immer gethan haben“, sagte Tante Betti und schrieb Lotti, wie sie sich freue, von Nora Meyer gehört zu haben, daß es ihr gut gehe. Sie verlange gewiß keine langen Briefe von ihr. Die müßten von selbst geschrieben werden; aber lieb wäre es ihr doch gewesen, zu hören, ob Lotti ihre Warnung beherzige. Und sie könne nicht umhin. . . Und dann kam wieder eine Erörterung über Leo, der sie leider ganz an den leichtsinnigen Baron Wender erinnere. Tante Betti wurde fast durch Jeden an irgendeinen Aristokraten „erinnert“. Sie hatte Deren einige gesehen, als sie noch das kleine Modistengeschäft in Mariahilf führte.

„Zwei Drittel Deiner Ferien, liebe Lotti, sind vorüber“, schrieb, im anderen Zimmer, Tante Mali und knüpfte noch die Betrachtung daran, daß die zweite Hälfte rascher als die erste zu vergehen pflege.

Ungebuldig warf Lotti in Rosenheim diese beiden Briefe in eine Lade. Mußte sie denn immer wieder, noch dazu heute, an ihrem Geburtstag, an Das erinnert werden, was sie ohnehin wußte und täglich zu vergessen sich bemühte: daß die Ferien zu Ende gingen? Den

harmlosen Spaß mit Vetter Leo hatten sie ihr auch verdorben durch das Ernstnehmen und Vielreden, nur wegen der dummen, kleinen, scherzhaften Bemerkung, die sie gemacht hatte. Mein Gott, was konnte sie denn den Tanten erzählen? Leider hat auch eine Ansichtskarte für einen vernünftigen Menschen noch zu viel Platz, um nur Grüße und vom Wetter darauf zu schreiben.

Am nächsten Tag traf die Geburtstagsendung der Tanten ein. Natürlich verspätet. Unglücklicher Weise waren Leo und seine Schwester Ella in Lottis Zimmer, als der Briefträger ein formlos gewordenes, durchfeuchtetes, übelbustendes Paket brachte. Er klagte, daß seine Uniform gelitten habe, daß beinahe Strafe zu zahlen gewesen sei, wegen Sachbeschädigung, denn aus dem Paket tropfe Etwas heraus und er sei auch gar nicht verpflichtet, es zu bringen. Nur aus Gefälligkeit . . . Und so weiter. Lotti verstand, wehen Herzens, diese Winke und opferte dem Gefälligen den Rest ihres Taschengeldes. Auch Zoll war zu zahlen. „Nimm's nicht an, laß es zurückgehen“, rief Ella.

„Das würde die Tanten zu sehr fränken“, seufzte Lotti, „ich kann's nicht.“ Vorsichtig löste sie den Bindfaden.

„Nimm lieber Handschuhe an“, meinte Ella, gespannt zusehend. Unter zu Heu gewordenen Blumen lag das verzollte, mit kleinen Blättchen, Näsefäden und Erde bestreute Mandelgebäck, eine Spezialität Tante Malis. Lotti bot eins der von einer merkwürdigen Flüssigkeit durchzogenen Stücke dem Süßes liebenden Dadel an. Er nieste heftig, nahm es nicht und verkroch sich unter den Tisch.

„Wegwerfen!“ entschied Leo. „Das fängt gut an.“

Dann kam eine Schicht Pfirsiche, reife zum Essen und härtere zum Aufheben. Daneben Tomaten, die, den trennenden Papierstreifen nicht achtend, mit ihren Nachbarn zu vertraut geworden waren. Sogar die unreifen Pfirsiche hatten sich vom bösen Beispiel des Verdorbenen anstecken lassen und begannen, faul zu werden. Die Pfirsiche waren sinnreich auf grüne Erbsen gelagert, die, gegen die Voraus-
sicht der Packenden, den Druck nicht vertragen wollten, denn es gährte bedenklich in ihnen. Neben den Erbsen lagen die Dufterreger und Fäulnißerzeuger: überreife Steinpilze. Lotti zweifelte, ob sie ihr Lieblingsessen, nach diesem Geruchseindruck, jemals wieder genießen werde. Sie, die „Unpraktische“, hätte gewußt, daß Schwämme das Versenden nicht ertragen.

„Du hast Dich wohl über unsere Kost beklagt?“ spottete Leo. „Nein, solche Delikatessen hätten wir Dir wirklich hier nicht bieten können.“ Mit spitzen Fingern hielt er einen zermatschten, mit Erbsen gespickten, von Tomaten gefärbten Pfirsich in die Höhe, während er sich mit der anderen Hand zierlich die Nase zuhielt. Ella bekam über das Bild förmliche Lachkrämpfe und schließlich lachte auch Lotti.

„Es war gut gemeint von den Tanten; ich esse all die Sachen gern und sie haben sich's gemerkt.“

„Na, weißt Du,“ sagte Ella energisch, „ich bin nicht so gut-

müthig wie Du. Ich hätte es zurückgeschickt. Voriges Jahr wars auch was Schreckliches, aber da waren wir wenigstens im Inland."

Als Lotti abends, nach einem vergnügt verbrachten Nachmittag, in ihr Zimmer ging, rief ihr Leo lachend nach: „Vergiß nicht, Dich für das samose Geschenk zu bedanken."

Ja, Freude zu äußern, war unmöglich. Also: einige nichts-sagende Worte; das Böse verschweigen. Da fiel ihr Ellas Aeußerung ein. Wenn Die wirklich Aehnliches betäme und zurückgehen ließe? Eine Katastrophe. Die sie, zudem, miterleben mußte, denn an Ellas Geburtstag war sie schon wieder in Wien. Der selbstbewußten Tante Betti würde sie die kleine Lektion eigentlich gönnen. Aber Tante Mali bekam gleich so getränkte Augen; nein: die Beiden mußten gewarnt werden. Mit aller Rücksicht natürlich. Lotti schrieb also, in humoristischer Form, nach einigen Dankesworten, die Wahrheit.

In der Entfernung, wo man das Verborbene nicht vor Augen und Nase hatte, konnte die Schilderung ganz heiter wirken. Aber Sinn für Humor fehlte den beiden Damen vollständig. Mit grabe-ernsten Mienen saßen sie beim Frühstück, während Tante Betti den Brief las. Sie pflegte die einlaufenden Briefe immer zuerst zu lesen. Wortlos reichte sie ihn der Schwester, die, unter ihrem beobachtenden Blick, wie gewöhnlich, etwas fassunglos wurde.

„Nun, wie findest Du Das?"

„Es thut mir sehr leid, daß die Sachen..."

„Laß Das, es gehört nicht hierher", unterbrach Tante Betti. Diesmal fehlten die Rücksichtfältchen um ihren Mund; sie kannte keine Rücksicht mehr. „Nie, nie hätte Lotti uns Das schreiben dürfen!"

„Du hast wohl Recht. Es ist taktlos. Wo wir es doch so gut gemeint haben! Sie ist auch unpraktisch. Meine Mandelfugerln hätten sich gewiß wieder trocknen lassen und wären dann ganz gut gewesen. Und aus den Pfirsichen konnte man Kompot oder eine Bowle machen, wenn schon die schönen Schwämme... Ich hätte sicher noch was mit ihnen unternommen. Es ist sündhaft, Lebensmittel zu vergeuden. Und ich fürchte, es verräth Mangel an Herzenstakt, uns Das zu erzählen."

„Ja. Wenn ich schon annehme, daß Du etwa die Festigkeit der Tomaten überschätzt hast (obgleich ich es noch immer nicht glauben kann): die Pfirsiche habe ich selbst ausgesucht. Die konnten nicht verderben. Ich finde es rücksichtslos, ja, geradezu roh!"

Bei dem harten Ausdruck suchte Tante Mali zusammen.

„Vielleicht ist's bei uns die Enttäuschung, weil wir uns doch so sehr gefreut haben über die Freude, die Lotti haben sollte."

„Was hilft das Beschönigen. Es ist viel schlimmer", entschied Tante Betti. „Das Erlebnis wirft ein trauriges Streiflicht auf Lottis Charakter. Ich habe mich leider nicht getäuscht. Ich täusche mich überhaupt nie. Das Kind ist durch und durch undankbar!"

„Ja, diese studirenden Mädchen!"

Wien.

Helene Migerka.

Anzeigen.

Der Zweikampf. Von Kurt Graefer. Heidelberg, bei Otto Petters.

Ein neues Buch über den Zweikampf; neu in seiner bewußten Tendenz zur Rechtfertigung der Sitte des Zweikampfes und neu in der Art der Behandlung seines Stoffes. Bei der meist dilettantischen Bearbeitung, die diesem Gegenstand bisher zu Theil geworden ist, verdient der Versuch, dem Zweikampfproblem mit dem Rüstzeug eines historisch, juristisch und philosophisch gleichmäßig geschulten Geistes zu Leibe zu gehen, ganz besondere Beachtung. Die Erörterung, die mir für die ganze Konstruktion der Lehre von der größten Bedeutung zu sein scheint, ist die kritische Untersuchung der Begriffe Ehre, Ehrgefühl, Sittlichkeit und ihrer Abgrenzung gegen einander. Das ungeheure und hoffnungslose Chaos, das in den Arbeiten der meisten das Duell behandelnden Autoren herrscht, beginnt, sich vor unsern Augen zu entwirren und in geordnete, logisch substantzierte und von einander scharf getrennte Begriffe aufzulösen. Graefer definirt die Ehre als die uns von Anderen werdende Schätzung, also als ein äußeres Gut, einen Besitz, der wie jeder andere verloren werden kann und den daher der Besitzer so schützen und vertheidigen muß, wie er seinen Werth einschätzt. „Auch der Rechtsschutz, den der Staat der Ehre durch Bestrafung von Ehrverletzung gewährt, ist nur durch die Grundeigenschaft der Ehre als eines objektiven Besitzes zu erklären; denn glücklicher Weise bekümmert sich das Strafgesetz nirgends um bloße Gesinnungen und innere, seelische Vorgänge. Dagegen ist das Ehrgefühl, das Bewußtsein der fremden Schätzung, im Gegensatz zur Ehre selbst ein innerer Vorgang, nämlich eine persönliche Stimmung oder Willensrichtung; es kann daher bei verschiedenen Menschen in sehr abgestufter Weise vorhanden sein oder gänzlich fehlen.“ Im Anschluß daran wird die Verwechselung der Ehre mit der Tugend gezeigt: „Wenn Jemand erklärt, seine Ehre könne ihm Niemand rauben, so verwechselt er die Ehre mit der Tugend oder Moral. Diese ist allerdings als ein innerer, ewig unverletzbarer Besitz jedem Eingriff von außen entzogen.“ Dagegen liegt unsere Ehre als eine in fremden Köpfen bestehende Meinung nicht in unserer unmittelbaren Willenssphäre, sondern außer uns und ist daher mannichfachen Gefahren ausgesetzt. „Diese wesentliche Eigenschaft der Ehre kann nicht entschieden genug hervorgehoben werden, weil allein hierauf die Nothwendigkeit beruht, die Ehre zu schützen, sei es durch Beleidigungstrafen oder bei deren Unzulänglichkeit durch die Selbsthilfe des Verletzten.“ Der wohlfeile Vorwurf der Duellgegner, das Duell sei ein barbarisches Vorrecht der oberen Stände, sei privilegirter Mord und die „Ehre“ anderer Menschengemeinschaften, denen das Duell unbekannt ist, sei darum nicht geringer, erweist sich nach Graefer's Darlegungen als schief und falsch konstruirt. Da die Ehre in der Schätzung unserer Persönlichkeit durch die Mitwelt besteht, so kommt als Träger dieser Mei-

nung der gesellschaftliche Kreis in Betracht, dem der Betroffene angehört. Die diesem Kreis Angehörigen also sind es, deren Wertschätzung Ehre und deren Verachtung Schande bedeutet. An einem großen und bedeutsamen historischen Material wird gezeigt, wie sich die Sitte des Zweikampfes gerade in Zeiten der härtesten Unterdrückung wie ein elementares Naturgesetz immer wieder durchgesetzt hat. Graejer erörtert auch die Bedenken, die von Moral und Religion dem Zweikampf entgegengehalten werden. Er citirt den Satz Schopenhauers: „Auf nichts in der Welt hat ein Jeder einen so unbeschränkten Anspruch wie auf seine eigene Person und sein Leben“ und widerlegt die Behauptung der Duellfeinde, an deren Spitze bekanntlich die Kirche steht, daß die „Allgemeinheit“ einen Anspruch auf unser Leben habe. „Aus diesem Anspruch würde nicht nur folgen, daß wir unser Leben nicht eigenmächtig preisgeben dürfen, sondern zugleich, daß wir sittlich verpflichtet seien, es möglichst lange zu erhalten, also unseren Körper zu pflegen, gut zu essen und zu trinken, viel zu schlafen, und Jeder, der Dies thue, dürfe das stolze Bewußtsein hegen, hiermit eine sittliche Pflicht gegen die Allgemeinheit zu erfüllen. Die aber legt offenbar gar keinen Werth auf die Erfüllung solcher Pflichten, sondern hindert Keinen, der so pflichtvergessen ist, sein Leben durch Darben zu gefährden oder gar zu verhungern.“ Nach dem Grundsatz „Volenti non fit iniuria“ erweisen sich die angeblich moralischen Bedenken gegen den Zweikampf, der, wie Treitschke sagte, die ultima ratio gegen die Verwilderung der Gesellschaft ist, als haltlos. Nützlich wäre die Beantwortung der schwierigen Frage gewesen, wie sich der Eingriff in die Lebenssphäre der dem getödeten Gegner nahestehenden Menschen und der eigenen Angehörigen rechtfertigen läßt. Auch vermißt man die Beleuchtung der heiklen Frage, auf welche Weise der Ehrenschutz, dessen Nothwendigkeit doch in allen Fällen gleich bleibt, dann zu erlangen ist, wenn die Ehrverletzung nicht von einem Genossen aus der selben Anschauungswelt, sondern von einer Person aus anderem Kreis, in dem gröbere Ehrbegriffe gelten, oder von einer Frau ausging. Die Ehrverletzung kann in solchen Fällen genau eben so schwer sein. Immerhin können diese kleinen Mängel die Bedeutung des Buches für die Klärung des so ungemein schwierigen Duellproblems nicht im Geringsten beeinträchtigen.

Wartau.

Dr. von Bogberger.

Die schweizer Militärsteuer. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Seit dem Bestehen des Deutschen Reiches hat es nicht an Versuchen gefehlt, eine zufriedenstellende Lösung der Wehrsteuerfrage zu finden. Gegen die Einführung einer solchen Steuer werden von deren Gegnern mit Vorliebe die steuertechnischen Schwierigkeiten ins Feld geführt; die sollen in einem Bundesstaat, dessen Glieder verschiedenartige Steuersysteme haben, eine befriedigende gesetzgeberische Lösung kaum zulassen. Da nun die Schweiz ein Bundesstaat ist, dessen

Gliedstaaten durchaus verschiedene Steuerysteme besitzen, ferner die mit dieser Militärsteuer, als einziger Bundessteuer, dort gemachten Erfahrungen bereits über dreißig Jahre zurückreichen, so habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Wehrsteuererhebung der schweizerischen Eidgenossenschaft darzustellen und kritisch zu beleuchten.

Dr. von Harling.

Stepp uhn Strumm. Helgolander Roman. Fontane & Co., Berlin.

Im Herbststurm sah ich das Heilige Land zum ersten Mal; donnernd wälzte sich ihm das Meer entgegen und vom Schiff aus deuchte mich die rothe Brandung, die schäumend zum Felsen aufspritzte, das gewaltigste Schauspiel, das ich je gesehen. „Seit zehn Jahren ist es nun deutsch“, sagte der Kapitän; ich aber konnte nicht verstehen, daß dieser Felsenbrocken, wenige Meilen von der deutschen Küste entfernt, jemals nicht deutsch gewesen sein sollte, und studirte, wieder auf Festland, neugierig seine Geschichte. Welche Geschichte! Nur Englands hochmüthige Unterschätzung des deutschen Willens zur Seeregierung konnte schuld sein, daß es sich zu diesem folgereichen Handel, der Abtretung des nordischen Maltes an Deutschland, entschloß; konnte es vergessen lassen, daß deutsche Seemacht im deutschen Meer erst denkbar war, wenn Deutschland in den Besitz dieses Bollwerkes vor unseren größten Strömen gelangte. Dieser hochmüthigen Mißachtung verdanken wir, daß der rothe Felsen, der deutsch ist seit der grauesten Vorzeit, wieder zum Mutterland gehört. Denn ob der Däne regirte oder der Engländer, der Schwede oder Gottorp: die Hollanner blieben Friesen, deutsche Inselriesen. Ich lernte sie kennen, deren Vorfahren Freunde der Wikinger waren und des Störtebeckers Zechkumpane; lernte zarte Frauen kennen, deren Großmütter noch von der Zeit zu erzählen wußten, da der Hunger herrschte auf Heiligland und Jakob Andresen Siemens, aus des großen Werner Familie, finster und wortkarg auf seiner Werft hantirte, in der Erde wühlte nach den Knochen alter Friesenkönige und in bitterer Fehde mit dem englischen Gouverneur lag. Alte Loisen lernte ich kennen, deren triefende Augen noch aufleuchteten, wenn sie von Schiffen erzählten, die sich in den Fingern der Klippen festfuhren, ersehnte Beute den Inselanern. Von Kameraden sprachen sie, die das Meer sich geholt, von Gouvernor Magje, von merkwürdigen Dingen, die noch aus der Franzosenzeit stammten, als Heiligland einer Welt Börse war, als von der Insel aus ein Schmuggel betrieben ward, wie die Welt ihn nicht vorher kennen lernte und ihn wohl auch nicht wieder erleben wird. Es hat lange gedauert, bis ich mir die Kraft zutraute, des heiligen Landes wilber Schönheit und der rauhen Eigenart seiner starrköpfigen Bevölkerung gerecht werden zu können. Ob es mir gelang? Der Hollanner frommer Spruch, den sie beim Fischfang und bei Vergesahrten beteten, sah mir dabei im Herzen: „Herr, segne unser Unternehmen!“

Königswusterhausen.

Meta Schoepp.

Herbstkurse.

Wenn das Ausland die Tendenz auf unseren Märkten macht, wird Art und Menge der Einflüsse unwägbar. Die Aktie der Nobelgesellschaft zeugt von der leisen Russifizierung der Burgstraße. Und als neulich die Aktie der Azow-Don-Kommerzbank in unseren Ultimohandel zugelassen worden war, wagte auch sie schnell ansehnliche Kurs sprünge. Die wirkten besonders draßtisch, weil am selben Tag die Deutsche Reichsanleihe einen neuen Tiefrekord (78,80) aufstellte. Die Sprünge waren von Petersburg und Paris aus vorbereitet worden. Dort wußte man, früher als in Berlin, daß die Bank Nobelaktien mit beträchtlichem Nutzen verkauft habe, und escomptirte den Gewinn so schnell wie möglich. Die berliner Spekulation sah den Effekt und kaufte natürlich sofort mit. Die Börse, die zunächst unter dem Eindruck des weiteren Einschrumpfens der Reichsanleihe gestanden hatte, erholte sich rasch an dem belebenden Luftzug, der vom Russenmarkt kam, und zog dann einzelne Konjunkturmomente (das Steigen der Metallpreise) in wohlwollende Erwägung. Solche „Tendenzmanöver“ könnte man als zum Börsenapparat gehörig ansehen und ohne Kommentar hinnehmen, wenn sie nicht wirtschaftliche Werthe hervorbrächten oder vernichteten. In den Tagen der Herbstsonnenwende entscheidet sich das Schicksal der Kurse. Der dritte Quartalsstermin ist der bedeutsamste und gefährlichste; denn um diese Zeit werden die Grundlinien der Jahresbilanz gezogen. Man kann sicher sein, daß eine erhebliche Anhäufung von Verpflichtungen vor der Schwelle des ersten Oktobertages keine gute Vorbedeutung für den letzten Dezembertag hat. Die Börse aber ist mit gewichtigen Kursengagements belastet. Da die wirtschaftliche Konjunktur noch immer gut aussieht, glaubt der Effektenkäufer, ins Feuer gehen zu dürfen, und vergißt, daß die Konjunktur noch veränderlicher als die Donna ist und ein Konjunkturpapier deshalb über Nacht seinen Werth mindern kann. Bergwerke so gut wie Sammet.

Die Spekulation versucht gern, durch Kurssteigerung die Dividende zu erhöhen. Der Börsenpreis eines Papiers wird in die Höhe getrieben, um den Vorstand zu reichlicher Dividende zu zwingen. Solche Druckversuche wirken freilich nicht immer. Oft aber können selbst vorsichtige Verwalter sich dem Einfluß der Kursbewegung nicht ganz entziehen. Arg getäuscht wurde die Börsenhoffnung in Sachen Canada-Pacific. Diese Aktie gehört auch zu den Vermittlern fremder Tendenzen; wer sich in Deutschland für das Papier interessiert und dessen Schicksal zu dem seines Geldes macht, ist aufs Mitlaufen angewiesen. Bei der Canada-Pacific-Aktie war die Zahl der „Konkurrenten“ groß und der Kurs, den viele Kräfte schoben, kam schnell auf die Höhe. Schon 1911 hatte er sich ein Agio von 48 Prozent zugelegt; und 1912 setzte er noch 35 Prozent an. Die Dividende mußte ja wachsen. Die Rechnung stimmte aber nicht. Die Direktoren der Bahn blieben bei der alten Dividende von 10 Prozent, die zu einem Börsenpreis von

fast 280 natürlich nicht paßte. Die Enttäuschung war so groß, daß Hals über Kopf verkauft wurde. Der Kurs verlor einen Theil seines spekulativen Aufschlages und das Publikum seine Begeisterung für die Favoritin. Die wird in Kanada nüchterner eingeschätzt als bei uns. In Montreal weiß man, daß die Gesellschaft nicht alle Zufallsgewinne aus den Verkäufen ihrer Ländereien vertheilen will. Da die geschäftlichen Folgen der Eröffnung des Panamakanals für die Bahn noch nicht zu übersehen sind und das Betriebskapital vergrößert werden soll (das Stammkapital beträgt 180 Millionen Dollars), gebietet die Pflicht vorsichtige Zurückhaltung. Auch das Recht zum Bezug neuer Aktien, deren Geburt erst beschlossen und sanktionirt werden muß, hatte die Phantasie der Spekulanten genährt und ist schließlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben, weil es sich nicht schnell genug in sichtbarer Gestalt zeigte. Man überschätzt eben überall gern die Möglichkeiten der Entwicklung und nur eine kleine Schaar weiß, was im Schoß der Aktiengesellschaft vorgeht, mit deren Papieren sie „arbeitet“.

Sind die Beziehungen zwischen Kurs und Dividende so schwach begründet wie bei der Canada-Aktie (deren wirklicher Werth von den falschen Berechnungen der Spekulanten unberührt bleibt), dann ist die Gefahr der Korrektur stets vorhanden. Wie groß mag die Zahl der Dividendenpapiere sein, bei denen die Proportion so falsch gewählt ist? Bedarf das in Effekten angelegte Geld einer höheren Verzinsung, als die ist, die ihm die Anlagepapiere bieten, so mühte das Bedürfniß auch in der Rente des Industripapieres zum Ausdruck kommen. Prüft man aber, wie hoch sich eine Aktie verzinst, so findet man nicht selten einen erheblichen Zwischenraum zu dem Normalsatz von 6 Prozent. Der Kurs ist im Verhältniß zur Dividende zu hoch, um eine dem Wesen des Papiers entsprechende Verzinsung zu sichern. Wer die Möglichkeit sieht, seinem Vermögen schnellen Zuwachs zu schaffen und alte Verluste durch einen guten Coup auszugleichen, Der pfeift natürlich auf alle Rentabilitätsberechnungen. Kann sich aber solche Auffassung vor den strengen Forderungen der Quartalsliquidation halten? Um die Bewegung der Geldsätze hat sich die Börse schon lange nicht mehr gekümmert. Seit der Gewöhnung an den Durchschnittszinssatz von 4 Prozent ist man auch vor der Gestaltung der Diskontraten kaltblütiger geworden. Der Reichsbankdiskont von 5 Prozent, der in diesem Jahr dauerhafter als je zuvor war, hat der Börse nichts von ihrer Spannkraft genommen; und die Diskonterhöhung in England glitt nur wie der äußerste Rand eines Schattens an dem Marktleben vorüber. Trotzdem hat man sich in letzter Zeit mit der Frage beschäftigt, wie der Reichsbankdiskont im kommenden Herbst und Winter aussehen wird. Der Präsident hat Ende August zwar von einer „gewissen Anspannung“ gesprochen, eine Verringerung des Wechselzinssfußes aber noch nicht in Aussicht gestellt. Ob es für dieses Jahr bei einem Maximum von 5 Prozent bleiben wird, ist trotzdem fraglich; vielleicht steigt der Reichsbankdiskont wieder auf die Höhe, auf der er im Winter 1907

stand. Bei einer Bankrate von 5 Prozent gäbe schon eine Aktienverzinsung von 6 Prozent sehr knappen Ertrag; und die Rentabilität vieler Dividendenpapiere ist beträchtlich geringer. Daß Gesellschaften, die mit einem hohen Agio belastet sind, zu dem Mittel einer künstlichen Verwässerung des Kapitals greifen, um den Kurs ins richtige Verhältnis zur Dividende zu bringen, wird ihnen oft verdacht. Der Aktionär, der die Vortheile solcher Taktik genießt, hat natürlich keinen Grund, sich über den Empfang von Gratisaktien oder billigen Stücken zu beklagen. Der Widerspruch Derer, die nur theoretisch an den „Extrahonoraren“ theilhaftig sind, entspringt dem Verdacht, daß zwischen den Faktoren, die das Bezugsrecht festsetzen, und den Mächten, die den Börsenkurs bestimmen, ein Zusammenhang besteht. Der aber ist nur . . . zu ahnen.

Die Kreditinstitute bewahren ihre Geheimnisse und hüten sie um so sorgfamer, je fester die Abhängigkeit der Wirtschaft von ihnen wird. Seit der Reichsbankpräsident zur Vorsicht bei der Kreditgewährung ermahnt hat, haben die Banken sich an die Musterung ihrer Debitoren gemacht. (Die Schwierigkeiten in der Baubranche gehören zu den Folgen der Krediteinschränkungen.) Aus den Semestralbilanzen der Banken wurde fast nur Erfreuliches gemeldet. Ob die Bilanzen liquider geworden sind? Die letzten Zwischenausweise konnten nach dieser Richtung kaum Hoffnungen wecken; man muß stets bedenken, daß der Status einer Bank rechnerisch nicht genau festgestellt werden kann. Eine Liquiditätsberechnung, die sich nur an die Daten der Bilanz und an ein bestimmtes Schema hält, wird niemals ganz richtig sein. Die Thatsache aber, daß unsere Banken seit Jahr und Tag mit winzigen Auslandsguthaben arbeiten und auf die eigenen Mittel angewiesen sind, hat wohl manchen Zweifel an der Finanzkraft der deutschen Kreditinstitute befestigt. Der einst felsenfeste Glaube an die Hilfe der ausländischen Gelder ist brüchig geworden. Früher galt, vor jeder wichtigen Ultimoregulierung, die erste Sorge dem Gedanken an die fremden Guthaben. Werden sie reichlich genug sein, um den Geldbedarf zu decken? Jetzt hat sich gezeigt, daß es auch ohne solche Hilfe geht. Der Gewinn dieser Erkenntniß ist höher zu schätzen als mancher in Ziffern auszudrückende Nutzen; und er wiegt die Opfer auf, die zur Feststellung des eigenen Kräfteverhältnisses gebracht werden mußten. Vielleicht hat dadurch auch die Zubericht der Industrie gewonnen, die in ihren Dispositionen (Ausdehnung des Betriebes) nicht allzu ängstlich mehr auf die Mittel ihrer „Finanzfreunde“ rechnet. Besonders in der Elektroindustrie ist neues Wachsthum der Geschäfte zu verzeichnen. Die züricher Bank für elektrische Unternehmungen, die große Trustgesellschaft der A E G, hat eine Kapitalserhöhung (von 60 auf 75 Millionen Francs) beschlossen; und die A E G selbst braucht 55 Millionen Mark. An der industriellen Konjunktur wird die Börse so bald wohl keine Enttäuschung erleben (die Woge zeigt noch immer keine Neigung, sich aus Liebe zu Gewinner zu überschlagen); nur die Kurse müssen ihre „innere Berechtigung“, wenn der Zinsfuß etwa höher wird, noch klarer erweisen. Ladon.

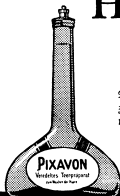
Pixavon=

Haarpflege

auf wissenschaftlicher
Grundlage

Die tatsächlich beste Methode
zur Stärkung der Kopfhaut
und Kräftigung der Haare.

Preis pro Flasche 2 Mk.
Mehrere Monate ausreichend.



Grill-Room Berlin W., Motzstr. 22
Inhaber: Paul Ostermann
Vornehmstes Unter-
haltungs-Restaurant
- - in Berlin W. - - „Pompadour“

MURATTI

Cigarettes
Manchester



Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin
Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstrasse 182

Einheitspreis für

Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung... M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.



Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Metropol-Theater.

8 Uhr abends

8 Uhr abends

Schwindelmeier & Comp.

Phantast. - musikal. Komödie in 3 Akten.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Kleines Theater.

Abendtäglich 8 Uhr:

Der Unverschämte.
Der Arzt seiner Ehre.
Lottchens Geburtstag.

Bilz' Sanatorium
Dresden-Radebeul

3 Ärzte
Physik diätet.
Behandlung
Gute
Heilerfolge
Prospekte frei

Bilz Nährsalz

Für Kranke und Gesunde
sichersteht. Es bildet ge-
sundes Blut, Nerven, Mus-
keln, Haare, Nägel. Aus-
wahl. Preis: 4 Mk. 8. 4.50. 3.50. 2.50.
In Apotheken, Drogerien etc. oder durch
Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

Geb. Herrnfeld Theater

Wie man
Männer bessert
Die Orig.-Klabrias-Partie

Beide Stücke mit Anton und Donat
Herrnfeld in den Hauptrollen

Anf. 8 Uhr. Vorverk. 11-2 (Theaterkassa)

Thalia-Theater

8 Uhr.

8 Uhr.

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt 541. 444.

Autoliebchen.

Grosse Fosse mit Gesang u. Tanz in 3 Akt.
v. J. Kren, Gesangsdir. v. Alf. Schön-
feld, Musik von Jean Gilbert.

„Moulin rouge“

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.

Ballhaus „Fledermaus“, Hamburg.

Schriftstellern

bietet renom. Buchverlag
Gelegenh. z. Veröffentlich.
nurgut. Werke jed. Gattung.
Offerten unt. B. 5. Haasen-
stein & Vogler A.-G., Leipzig.

DIE ZUKUNFT

jedes industriellen und kommerziellen Betriebes ist nur
dann gesichert, wenn die Rechenmaschine

UNITAS

ausgiebig von ihm benutzt wird. Katalog u. Vorführung
kostenlos und unverbindlich durch die Fabrikanten

LUDWIG SPITZ & CO., G.M.B.H.
BERLIN S. 48, Puttkamerstr. 19. Tel. Lützow 7843



BOARDING-PALAST

BERLIN

Kurfürstendamm 193/194

IM ZENTRUM DES WESTENS

...

Familien-Hotel und Hotel allerersten Ranges.

Mäßige Preise. 600 Zimmer mit Privatbad, eingeteilt in größere und kleinere abgeschlossene Wohnungen und Einzelzimmer mit laufendem kalten und warmen Wasser. Prospekt mit Zimmerplan und Preisen gratis und franko. :: Telegramm-Adresse: Boarding Berlin

**:: Neu ::
eröffnet**

G. SCHWEIMLER

Generaldirektor

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus hat sich die seit über 10 Jahren bestehende **Redner-Akademie, Berlin 187, Potsdamerstr. 123b**, einen Weltruf erworben. Wissenschaftliche Autoritäten und bedeutende Redner von Beruf bezeichnen das in der Akademie zur Anwendung gelangende vollkommen neuartige Ausbildungssystem als den einzig richtigen Weg, welcher unbedingt zur Beherrschung der absolut freien Rede führen muß. Ebenso wie die persönliche Ausbildung in der Akademie hat auch der vor mehreren Jahren herausgegebene „Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken und freie Redekunst“ vielen Tausenden stets die erwünschten Erfolge gebracht. Während alle Bücher, welche über Redekunst existieren, teilweise ohne jede Erfahrung in der Ausbildung zum freien Redner geschrieben worden, andernteils aus Schauspielertreibern stammen und für die freie Rede absolut unbrauchbar sind, ist das Studienmaterial der Redner-Akademie das einzige, welches aus einer langjährigen, erfolgreichen Vortrags- und Unterrichtstätigkeit hervorgegangen ist. Wir verweisen noch auf den dem heutigen Hefte beiliegenden Prospekt.

Wir erbitten ferner das Interesse unserer Leser für den unsern heutigen Hefte beiliegenden „**Die Kunst**“ die infolge der unerreichbarsten Reichhaltigkeit und der glänzenden Qualität ihres Bildermaterials unter den ähnlichen Zeitschriften die führende Stelle einnimmt.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

WINTERGARTEN

Ein beispielloses, Erfolg d. illust. Programms!

Tanz-Idyllen

Ellen Teis

mit ihr, künstlerisch. Ensemble a. Moskau

May de Souza

Naevo

amerikan. mit ihren szenischen

Operetten-Sängerin Phantasia-Tänzer

Der Japaner mit dem zweifachen Gehirn

Kajiyama

das intellektuelle und manuelle Wunder

doppelhändiger Schreelligewandtheit

sowie 12 sensationelle Attraktionen 12

Sonntag Nachmittag 3 Uhr:

Vorstellung zu kleinen Preisen.

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena

Allabendlich:

Kunstlauf-

Produktionen

Prunkvolle

Eis-Ballets

Admirals-Theater

Admirals-Bad

Tag und Nacht

:: geöffnet ::

Herren- und

Damen-Abteilung

Luxus-Bäder

stets abrechnungsg.

interes. Programm.

Licht-
Spiele
Mozart-SaalDer neue Spielplan
dieser Woche

.... Beginn 6 Uhr

Jeden Sonnabend

Premiere

Hollendorfsplatz

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparcille-Zeile 1,20 Mk.

Cabinet Kaffee

Vor
dem Rösten
gereinigter
Bohnen KaffeeJohannes
Gerold
Berlin W
Lützow Str 94
Unter den Linden 29

von Venedig nach Ägypten

Regelmäßige
Salondampfer-Verbindungen des
Norddeutschen Lloyd

Reisedauer 4 Tage

Nähere Auskunft und Druckfachen unentgeltlich
Norddeutscher Lloyd Bremen
und seine Vertretungen



24. Ausstellung der Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9 — 7 Uhr.

Eintritt 1 Mark

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | **Pavillon Mascotte**

Täglich:

Prachtrestaurant

— **Reunion** — :::: Die ganze Nacht geöffnet ::::

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.

COGNAC J.&F. MARTELL

gegründet 1715.

FRANZÖSISCHER COGNAC

Natürliches Erzeugnis von im
Cognac-Districte geernteten
und destillierten Weinen. —

Preis M. 7.50 bis M. 30 p.Fl.

Reiseführer

BADEN-BADEN ■ Grand Hôtel Bellevue

Lichtenthaler Allee, grösster eig. Park; 32 Zimmer mit Bad; Garage.
Omnibus; illustrierte Prospekte. Bes.: Rud. Saur.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf am Haupt- bahnhof Hotel Germania

Elektrisches Licht — Zentralheizung — Lift — Neu-
erbaute grosse Halle — Zimmer von 3 Mark an.

Hannover, Kastens Hotel :: gegenüber dem :: Königlichen Hoftheater

Vornehmstes Haus mit allem ■ in freier und schön-
modernen Komfort ■ ster Lage. Autogarage.

Köln am Rhein Monopol-Hotel

Ersten Ranges. Am Bahnhof und Dom. Zimmer
von 3,50 Mark an. Mit Privatbad von 7 Mark an.

Salzburg - Hotel Pitter

Familienhaus I. Ranges. — Frei gelegen, in der Nähe sämtlicher Bahn-
höfe und elektrischer Verbindungen. — Neuzeitige Einrichtungen.

STRASSBURG i. E. * ERSTEN RANGES

Palast-Hotel Rotes Haus * :: Prächtiger Neubau ::
Ruhige, schönste Lage
— AUTO - GARAGE —

Wiesbaden ■ Der Nassauerhof, hochvernehmes

bevorzugter Lage gegenüb. Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt
eig. Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnung. u. Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

BERLIN



BERLIN

Hotel „Der Kronprinzenhof“

Dorotheenstrasse 24

2 Min. vom Bhf. Friedrichstrasse und Unter den Linden. Telefon Centrum Nr. 700

Grosse modern eingerichtete Zimmer von 2 Mark an.

Elektr. Licht.

Vorzügliche Ausstellungsräume.

Fahrstuhl.

Bei längerem Aufenthalt Preisarrangements.

[BAD ELSTER]

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- u. Mineralbad. Quellenemanatorium.
Berühmte Glaubersalzquelle. Groß. Luftbad m. Schwimmteichen.

Prospekte und Wohnungsverzeichnis postfrei durch die Kgl. Badedirektion.

Brunnenversand durch die Mohrenzapotheke in Dresden.

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Kurmittel-Haus für alle physikalischen Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

herrliche
Lage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

herrliches
Klima.

Sanatorium Friedrichroda

in Thüringen.
Geh. Sanitätsrat Dr. Kothe.
Moderner Neubau.
Höchster Komfort. Erstklassige Kureinrichtungen. Prachtv. ruhige Lage.
Jahresbetrieb. Prospekte.

Sanatorium Schierke im Harz

am Fusse des Brocken
Physikal.-diät. Heilanst. f. Nervenleidende, Herz- und Stoffwechselkranke, Erholungsbedürftige, Rekonvaleszenten etc.
Alle modern. Kureinrichtungen vorhanden.
Anerkannt schöne und geschützte Lage.
Das ganze Jahr geöffnet.

San.-Rat Dr. Haug.

Berlin-Zehlendorf Wald-Sanatorium Dr. Haupte

Persönliche Leitung der Kur
Ruhiger Landaufenthalt

Sanatorium Kurhaus Buchheide — Stettin-Finkenwalde. —

Für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herz- und Stoffwechselkranke. Entziehungskur.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Colla.

Priessnitz-Sanatorium Gräfenberg (Oesterr.-Schlesien)

630 m ü. M.

Eröffnet 1911. Für innere und Nervenkrankte. Physikal.-diät. Heilverfahren.
Ganzjährig geöffnet.

Chefarzt Sanitätsrat Dr. Rudolf Hatschek.

Reinhardsquelle das Nierenwasser!

• Wirkungen • einer Hauskur:

Die ausserordentlich wichtige und folgenschwere Nieren-

arbeit wird erleichtert und angeregt, die Cylinder, welche die Nierenkanälchen verstopfen, werden herausgespült, der Eiweissgehalt des Harns verliert sich, Beklemmungen und Atemnot nehmen ab, die überschüssige Harnsäure, welche die Ursache zu allen rheumatischen und gichtischen Leiden ist, wird abgetrieben. Gries und Nierensteine gehen ohne besondere Schmerzen ab, das Drücken und Brennen beim Urinieren fällt weg, die Blase wird gereinigt und der Urin wird klar. Es tritt ein Wohlbefinden ein, welches früher nicht vorhanden war. Man frage den Arzt. — Ueberall erhältlich, oder aber direkt ab Quelle, wo nicht.

Literatur franko durch:

Direktion der Reinhardsquelle bei Wildungen.

Grunewald.

Sonntag, den 22. September, nachm. 2 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Saphir-Rennen

(Preise 10 000 M.)

Handicap der Mark

(Preise 10 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.
I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.
Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,
Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:
1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im „Verkehrsbüro, Potsdamer Platz“ (Café Josty), Weltreisebureau „Union“, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des Westens, Tauentzienstr. 21—24.

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Rennen zu Hoppegarten

Montag, den 30. September, nachm. 1½ Uhr

7 Rennen;

u. a.

Preis der Mark

(Preise 25 000 M.)

Wilamowitz - Rennen

(Preise 15 000 M.)

Herzog von Ratibor- Rennen

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 10,—
do. II. "	" 9,—
Ein 1. Platz Herren	" 9,—
do. Damen	" 6,—
Ein Sattelplatz Herren	" 6,—
do. Damen	" 4,—
Sattelplatz Damen und Herren	" 3,—
Ein dritter Platz	" 1,—



Parlograph

Carl Lindström
Akktionsdirektorat Berlin

30% Zeiterparnis - Gewinn um 100%
Unbedingt zuverlässig
Immer auch in Betrieb
Unentbehrlich
Nur hoher Standard
Jeder Redaktions- und
Jeder Geschäftsstelle

Parlograph

Alleinvertrieb für Berlin und Provinz Brandenburg:

Parlograph-Diktiermaschine Arthur Weil, Berlin W. 8, Friedrichstrasse 56 57.

Flaschengär - Frucht - Sekt! ✱

Marke Bürgermeister - Sekt.

Im Geschmack und Aussehen von Traubenwein-Sekt nicht zu unterscheiden, aber noch nicht halb so teuer. Leicht und sehr bekömmlich. Nur 10 Pfg. Steuer. Auch in eleganter neutraler Ausstattung. Zu beziehen durch den Weinsender oder ab Fabrik.

F. Lehmkuhl, Hamburg 21.



Einen hervorragenden Wandschmuck

bilden die farbigen, originalgetreuen Wiedergaben berühmter Gemälde □□□ aus Kaiserlichem Besitze. □□□ aus der Königl. National-Galerie und vielen Museen und Sammlungen. herausgegeben von der

Vereinigung der Kunstfreunde

Ad. O. Troitzsch
BERLIN W. Markgrafenstraße 17
und Potsdamer Straße 23

Reich illustrierte Verzeichnisse
stehen auf Wunsch kostenlos
zur Verfügung.

Zu Spät

ist niemals ein Versuch mit der allein echten

**Stechenpferd-
Teerschwefel-Seife**
von Bergmann & Co., Radebeul.

Dieselbe beseitigt alle Hautunreinigkeiten und Hautauschläge, wie Mitesser, Blütchen, Finnen, Flechten, Gesichtsröte. à Etüd 50 Pf. Ferner macht der Cream „Dada“ rote und spröde Haut in einer Nacht weiß und sammetweich. Tube 50 Pf., überall zu haben.



Kalasiris

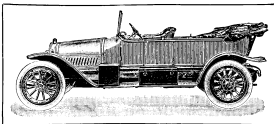
D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen „Kalasiris“. Sofortiges Wohlbedinden. Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochbrustchen. Vorzüglich Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Illustr. Broschüre und Auskünfte kostenlos von „Kalasiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: Bonn a. Rhein. Fernsprecher Nr. 383.

Kalasiris-Spezialgeschäft: Frankfurt a. M., Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 9154.

Kalasiris-Spezialgeschäft: Berlin W. 62, Kleiststr. 25. Fernsprecher 6 A, 19 173.

Kalasiris-Spezialgeschäft: Berlin SW. 19, Leipzigerstr. 71/72. Fernsprecher I, 8813.



Die 1912er Modelle der

OPEL-Wagen

stehen an der Spitze

der deutschen
Automobilindustrie

Adam Opel, Motorwagenfabrik, Rüsselsheim a. M.
Filiale Berlin W. 62, Courvièrest. 14.



mit dem Doppelschrauben-Postdampfer
„Cleveland“.

Erste Reise. Abfahrt von Wilhelmshafen f. W. am 1. November 1912. Besucht werden die Häfen: Port Said (drei Tage Kapsuten), Sues, Sues-bah (siebzehntägige Durchquerung Indiens mit seinen Wüsten, Besuch Ägypt, Belgis ufm.), Colombo (paradiesische Tropenstadt), Diamond Harbor (Kailasta, Venar, Darjeeling), Kanton, Singapur, Ostasien (Siam, Japan), Manila, Hongkong (das reichste Hafen), Tientsin, Nagasaki (dreizehntägiger Aufenthalt im kaisertümlichen Japan), Kobe (Kure Kure), Yokohama (Mitsubishi Zelle und Tempelhaft Kure), Honolulu und San Francisco. Abfahrt von San Francisco nach New York. Rückfahrt von New York nach New York, Cherbourg, Hamburg oder Neapel mit beliebigem Dampfer der Hamburg-Amerika Linie. Reisedauer von Wilhelmshafen f. W. bis Hamburg ungefähr 3½ Monate. Fahrpreise von Mk. 2750.— an aufwärts, einschließlich der hauptsächlichsten Landausflüge.

Zweite Reise. Abfahrt von Hamburg Anfang Januar 1913 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach New York. Abfahrt von New York nach San Francisco. Abfahrt von San Francisco am 6. Februar 1913. Besucht werden die Häfen der ersten Weltreise in umgekehrter Richtung bis Neapel, von dort Weiterfahrt über Südamerika, Southampton nach Hamburg. Reisedauer von Hamburg bis Hamburg ungefähr 4 Monate. Fahrpreise von Mk. 2850.— an aufwärts, einschließlich der hauptsächlichsten Landausflüge, wie bei der ersten Reise.

Wies Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Neapel, Vergnügungsreisen, Hamburg.

Die Kunst.

Monatshefte für freie und angewandte Kunst. München, F. Bruckmann H. G. Preis vierteljährlich 3 Mark.

Der glänzende Inhalt des vorliegenden Heftes, mit dem die Zeitschrift ihren 14. Jahrgang beginnt, macht es uns leicht, sie unseren Lesern rühmend und aus dem Grunde zu empfehlen. Nicht nur wegen der umfassenden Orientierung, die diese Hefte über alle Gebiete der bildenden und angewandten Künste: Malerei, Plastik, Wohnungskunst, Kunstgewerbe gibt, sondern auch dem Umstand, daß sie das geschriebene Wort durch das reichste und vollständigste Bilder-matériau unterstützen, ist die unter den deutschen Zeitschriften ein erster Rang einnehmende Ausstellung in Dresden, dann ein brüder über den mit Recht vielgerühmten, durch seine künstlerische Anlage alle ähnlichen Unternehmungen überstreichenden Münchener Tierpark Hellabrunn, ein Werk von Emanuel von Seidl. Diesen Hauptausstellungen schließen sich solche über sehr interessante Majestika-Figuren von Professor H. Dörner, über künstlerische Arbeiten (Wohnungsbeleuchtungen und dergl.) von Otto Blümel, Eisenarbeiten von Maria Gieseler, Schmiedekunst, Schmied, Silberarbeiten ufm. an. Wie sehr die Zeitschrift auch das Material bereichert, zeigt der Aufsatz „Der Heilwortsatz von des Edward-Rathenbrosen in Sings-brück“, der auf Grund der alten Welt in die goldene Zeit und Ausbruch enthaltenen unerschiedlichen Differenzen dringt. — Das Heft hat nicht weniger wie 125 Abbildungen im Text und 14 Beilagen in Farbenbrud und Holzschnitt. —

HUGO KLOSE

== Kaffee - Grossrösterei ==
Kolonialwaren - Grosshandlung

HAUPTGESCHÄFT:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 76, neben der Reichspost

KONTOR UND VERSAND:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 91

Tel. Amt Centrum 1416 und 194

Filiale A:

Wilmsdorf, Nürnbergerpl. 2

Tel. Amt Pfb. 2490

Filiale B:

Charlottenburg, Kaiserdamm 115

Tel. Amt Charl. 8473

Teilzahlung ohne Erhöhung unserer Listenpreise.

Alle Arten Taschenuhren für Damen und Herren, Ketten, Ringe, Patengeschenke, Standuhren, Regulatoren, Dielenuhren, Klubsessel, Armbrüter, Zigarettenboxen, Silberbestecke, Tafelaufsätze usw.



Unsere Bedienungsweise ist prompt, vornehm und diskret. Verlangen Sie ausführlichen Pracht-Katalog umsonst und portofrei.

Corania-Gesellschaft
 m. b. H. U. g. Berlin SW 47.

Continental gewinnt den Grand Prix de la Sarthe. Auch der am 9. September vom Automobilklub de la Sarthe auf der klassischen Sarthe-Rennstrecke veranstaltete Grand Prix über 650 km wurde wiederum überlegen auf Continental-Pneumatik gewonnen, indem die 10 ersten Fahrer das Rennen ohne Ausnahme mit dieser Reifenmarke bestritten. Sieger wurde Zucarelli. Die am selben Tage ausgefahrene „Coupe de la Sarthe“ gewann Goug ebenfalls auf Continental-Pneumatik. Auch der zweite und dritte Preissträger benutzten diesen Pneu. Mit dem Grand Prix von Frankreich verbunden war ferner die tags zuvor ausgefahrene „Coupe Internationale des Motocyclistes“. Erster im General-Klassement dieser 400 km langen Schnelligkeitsprüfung wurde Debay, dem natürlich wieder Continental zum Siege verhalf. Blickt man auf die früheren Veranstaltungen der Saison zurück, so kommt man zu dem bemerkenswerten Schluss, daß der Continental-Pneumatik bei weitem der erfolgreichste ist; denn in fast allen großen internationalen Rennen und Tourenfahrten ging er als Sieger hervor.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke im Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
 21/21 Johann-Georgstr. Berlin-Hauesen.

Jagdaffen - Reparaturwerkstatt



H. Martschin

Büchsenmachermeister

Berlin SW. 68, Lindenstr. 104

Spez.: Zielfernrohrmontagen. Neu-
 anfertigung von Gewehren. Aus-
 arbeitung von Patenten. Nacht-
 zielrohre.

Zweite vermehrte Auflage.

Dr. W. Rudeck,

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

614 Seiten m. 68 interess. Illustrationen 10 M.
 Leinwd. 11,50 M., Halbfrz. 12 M.

„... Offenbart sich diese göttl. Rück-
 sichtslosigkeit u. völlig schleierlose Nach-
 tigkeit genügend im Text, so bedauern wir nur
 die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der
 öffentl. Sittlichkeit hätte heißen müssen.
 Dies Werk enth. d. beste Satire d. gut. alten
 Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg.
 früher.“ (Berl. Klin. Monatsschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und
 sittegeschichtl. Werke gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W. 30,

Barbarossastr. 37 Hochpt.

Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht

zur Veröffentlichung in Buchform!

Erdgeist-Verlag, Leipzig 13.

PICCOLA

Zuverlässigste u. leichteste

Reise- Schreibmaschine



: : Stahltypenhebel : :

Sofort sichtbare Schrift

Gewicht nur 2½ Kilo

Beschreibung kostenlos durch

PICCOLA

Schreibmasch. Ges. m. b. H.

BERLIN SW. 68

Markgrafenstr. 92-93

Verkauf: Markgrafenstr. 94

20 Jahre Seelen- Kunde

und Charakterstudien —
 briefl. (handschriftlich).

Zwei Jahrzehnte tätig in

Vertrauensfragen und

Lebensrichtlinien für

Persönlichkeiten tieferen

Gepräges. Besonder-

briefl. Charakterbeurtei-

lung u. zwanglos Prospekt.

P. P. Liebe, Augsburg, Z.-Fach.

Privat-Schule. Reform-Gymnasium Zürich

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs
 Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die
 Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Beweg-
 liche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

Jährlich zirka 40 Abiturienten.



*Schwarzburg Die Terte
Thüringens*
Hotel Weisser Hirsch
*Schönstgelegenes vornehmes
Familienhaus*

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telefon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.

Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bzw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Aktien, Börsenleihen
und Obligationen der Kali-, Kohlen-, Erz- und Getreideindustrie, sowie
Aktien ohne Börsennotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Ehe

schließung in England, rechtsgültig in allen Staaten, besorgt
schleunigst: Internationales Auskunfts-, Rechts- und Reise-
bureau **BROCK'S Ltd.**, 188, The Grove, Hammersmith, London, W.
Prospekt No. 51 gratis. Porto 20 Pf. Verschlussen 40 Pf.

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

**Zuverlässigste vertraul. Ermittlungen und
Beobachtungen jeder Art.**

Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134a.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Verwechslung lässt nie ein
Inhalt ahnen, wie

tiefe Menschen leb'n wünsch. Aber d. Prospekt
enth. ihre Erklär. Sh. intime seelische Führ.
d. pz bestimmte Charakter-Analys. Briefl. hand-
schreib. seit 20 Jahr. Fürerweckte höh. Interess-
Grade! „Flüchtiges“ sow. Nachm. „Mark. un-
ulässig. P. Paul Liebe, Augsburg I, Z.-Fach.



Ausbildung v. Autoführern

Berufsfahrern, Herren u. Damen

Tages- u. Abendkurse: Eintritt 10 Pf.

Grossberliner Auto-Fachschule

Hilfswegstrasse 92

Prospekt gratis — Tel. Lzw. 9509

— Angrenzend Schreiberhau. —
Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 37. (Camphausen) Tel. 37.

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

Erholungsheim

Hôtel

Sanatorium

Neuzeitliche Einrichtungen. Waldreiche,
windgeschützte, nebelfreie Höhenlage.
Zentr. d. schönst. Ausflüge in Berg u. Tal.
Luftbad, Übungswapp, alle electr. (sehr
billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasser-
anwendungen (ausschliesslich kohl-
säurereiches Quellwasser).
Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab.
Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit
Frühstück M. 4.— täglich.

Nb.: Camphausen, Berlin SW. 11

Insertaten-
Annahme für

„Die Zukunft“ durch
die

Anzeigenverwaltung
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Zlr. 8740
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —

Heidsieck & Co. Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs

Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.